

## BESPRECHUNGEN UND ANZEIGEN

Kurt Vohryzka, Hydrogeologie von Oberösterreich. Mit einer hydrogeologischen Karte 1 : 250 000. Herausgegeben vom Amt der oberösterreichischen Landesregierung. Linz 1973.

Der Verfasser des handlichen Buches, Oberrat Doz. Dr. Kurt Vohryzka, ist Geologe und arbeitet in der Abteilung Wasser- und Energierecht des Amtes der öö. Landesregierung. Er hat somit Zugang zu einschlägigen unveröffentlichten Gutachten und amtlichen Aufzeichnungen, die ihm zusammen mit seiner beruflichen und fachlichen Erfahrung als Grundlage für das vorliegende Buch gedient haben.

Es ist außerordentlich zu begrüßen und dem Verfasser wie auch dem Amt der öö. Landesregierung zu danken, daß mit dieser Veröffentlichung ein erster Schritt getan wurde, um eine empfindliche Lücke im geologischen Schrifttum Oberösterreichs zu schließen. Ein erster Schritt deshalb, weil wir hoffen, daß gerade diese für die Praxis so wesentliche Veröffentlichung Anstoß für weitere und weiter ins Detail gehende Untersuchungen und Veröffentlichungen sein möge. Die Beschränkung des Werkes auf den engeren geologischen Bereich ist nicht nur aufgrund einer strengen Auslegung des Titelwortes Hydrogeologie, sondern auch sachlich gerechtfertigt. Nur wäre es wünschenswert, daneben eine entsprechende Hydrologie von Oberösterreich zu haben, wie sie zwar von Franz Rosenauer unter dem Titel „Wasser und Gewässer in Oberösterreich“ aus dem Jahre 1948, veröffentlicht im 1. Bd. der Schriftenreihe der Landesbaudirektion, vorliegt, aber längst vergriffen und infolge der langen seither verstrichenen Zeit auch ergänzungsbedürftig ist.

Der Text ist sachlich und knapp, die gewählte Form die eines regionalen Überblickes, wobei die hydrogeologischen Eigenheiten der geologischen Großzonen hervorgehoben werden. Dabei ergibt sich verständlicherweise eine sehr ungleiche Behandlung dieser Zonen; spielen sie doch für die Grundwasserführung und Wassergewinnung eine entsprechend unterschiedliche Rolle. Hydrogeologische Fragen treten allerdings auch in der Baugeologie auf, weshalb man sich in dieser Richtung Ergänzungen wünschte. So bleibt die Behandlung der Kristallingebiete des Mühlviertels und des Sauwaldes einschließlich der dort vorhandenen Tertiärbecken auf 3 Seiten, das Tertiär-Molasse-Gebiet und die Kalkalpen auf je 9 Seiten, die Flyschzone gar nur auf eine Seite beschränkt, während der Rest von 45 Seiten auf die die größten Grundwassermengen führenden Lockergesteine der Eiszeit und Gegenwart entfällt.

Die Charakterisierung der *Kristallingesteine* ist knapp, aber treffend. Der Masivanteil Oberösterreichs scheidet für die Großwasserversorgung aus und auch halbwegs ergiebige lokale Anlagen sind bisher nur an wenigen Stellen möglich, da das in Oberflächennähe bescheiden vorhandene Kluftwasser kaum in größere Tiefen eindringt. Ein Hinweis, daß Weinsberger Granit stärker zur Vergrusung neigt als die Mittel- und Feinkorngranite, würde die gesonderte Ausscheidung auf der Karte erklären.

Bei den *Kalkalpen* geht Vohryzka von der für eine hydrogeologische Gliederung wesentlichen Unterscheidung zwischen wasserleitenden (geklüftete Kalke und Dolomite, Moränen und junge Talfüllungen) und wasserstauenden (Mergel, dichte Sandsteine, Werfener Schiefer und Haselgebirge) Gesteinen aus. Wesentlich ist auch der Hinweis auf unterschiedliches Verhalten von Kalk und Dolomit. Bezüglich der Karstwässer stützt sich der Verfasser vor allem auf die Arbeiten von J. Zötl (Sporentriftversuche, Temperatur- und Härteuntersuchungen der Quellen im Dachstein, Toten Gebirge und in der Voralpe).

Die geringe Speichermöglichkeit der *Flyschgesteine* und damit die geringe Aussicht auf größere Grundwasservorkommen in dieser Zone werden kurz charakterisiert.

In sehr anschaulicher und übersichtlicher Form werden die komplizierten Grundwasserverhältnisse in der *Molassezone* behandelt. Die umfangreichen Aufschließungsarbeiten der erdölfördernden Firmen haben die Erkenntnisse über diesen Raum bis in große Tiefen hinab wesentlich erweitert. Die faziell oft wechselnde Schichtfolge wird in einer Tabelle mit einer kurzen Beschreibung und der Einstufung der Gesteine in Wasserleiter und Wasserstauer geboten. Somit gibt es in den sandigen Sedimenten der Molasse Schichtwässer, die bis ins obere Eggenburgien (= Burdigal) herauf als Mineralwässer (Salzwässer) auftreten, darüber als Süßwässer. Zu den ersteren zählen die Therme von Bad Schallerbach und die Quellen von Bad Hall. Die zwar mengenmäßig bescheidene, aber sehr interessante Quelle von Bad Weinberg, die mit einer sich entleerenden kleinen Öllagerstätte in Verbindung steht, wird nicht erwähnt. Ein eigener Abschnitt ist dem gespannten Grundwasser aus den jüngeren Schichten (Süßwasserbereich) gewidmet, das in mehreren Bereichen des Inn- und Hausruckviertels aus einer großen Zahl artesischer Brunnen gewonnen wird. Da poröse Schichten auch an der Oberfläche auftreten, gibt es vor allem in den Atzbacher, Mehrnbacher und Treubacher Sanden und selbstverständlich in den Kobenauserwald- und Hausruckschottern, in bescheidenerem Ausmaß auch in kleineren Schotterdecken oberflächennahes Grundwasser, das auch in den oberflächennahen Klüften des wasserstauenden Schliers zirkulieren kann. Wasservorräte für überregionale Versorgungsanlagen sind aber nach den bisherigen Erkenntnissen auch in der Molassezone kaum zu erwarten.

Entsprechend ihrer Bedeutung für die Wasserversorgung unseres Bundeslandes und besonders des dicht besiedelten Zentralraumes werden die *eiszeitlichen und nacheiszeitlichen Lockergesteine* des Alpenvorlandes ausführlicher behandelt. Nach den in ihrer Wasserführung unverlässlichen und oft schwer ergündbaren Moränen mit meist mehreren, nicht durchlaufenden Grundwasserstockwerken werden die einzelnen Schotterkörper unter Bezugnahme auf das für die Grundwasserführung sehr wesentliche Relief des unterlagernden, wasserstauenden Schliers besprochen. Die verschieden alten eiszeitlichen Schotter verhalten sich wegen der unterschiedlichen Überdeckungen, Verwitterungsverhältnisse und einer fallweisen Zertalung nicht gleichartig. Nur wo Rinnen im Schlier vorliegen, die meist auch von jüngeren Schottern erfüllt sind, erfolgt auch eine Anreicherung des Grundwassers. Solche, von den heutigen Tälern oft abweichende und von der Oberfläche her kaum zu erkennende Rinnen liegen vor allem in der Vöckla-Agerpforte und in der westlichen und mittleren Traun-Enns-Platte vor. Ein Übersichtskärtchen darüber wäre sehr zu begrüßen.

Die ergiebigsten Grundwasserströme liegen jedoch in den jüngsten, noch unzerschnittenen Talsohlen der Donauebene, des unteren Traun- und Ennstales, des Mattigtals und im oberen Innviertel, im Weilharts- und Lachforst. Diese jüngsten

Schotterkörper haben allerdings den Nachteil, daß sie häufig ohne nennenswerte Deckschicht und Bodenbildung sind (z. B. Welser Heide), dazu in geringer Tiefe liegen und leicht verunreinigt werden. Trotz gewisser allgemeiner Unterschiede in den verschiedenen alten Schottern weist der Verfasser immer wieder mit Recht darauf hin, wie wenig Geltung einzelne Durchlässigkeitswerte bei der Inhomogenität selbst gleich alter Schotter für eine andere Stelle und Tiefe haben. Diese Unterschiede nehmen mit alternden, womöglich auch schon teilweise verfestigten Schottern zu.

Der sehr sachliche Text wird durch 11 gut ausgewählte Abbildungen ergänzt. Wenn auch in einigen Fällen sicher eine etwas zartere Durchzeichnung möglich gewesen wäre, so möchte man doch gerne noch mehr solcher Beilagen sehen.

Eine Reihe kleiner, für das Thema unwesentlicher Irrtümer und Druckfehler ist bei einer so komprimierten Arbeit auf den ersten Anhieb kaum zu vermeiden. So soll es z. B. auf S. 13 anstelle von „Murschotter“ wohl „Mursbergschotter“ heißen. Die norisch-rhätischen Zlambachschichten der Hallstätter Fazies (S. 21) können nicht als stratigraphische Äquivalente der Liasfleckenmergel angesehen werden. Auf S. 24 wird das Pannonien unrichtig auch auf das Oberpliozän, auf S. 25 die marine Sedimentation in Oberösterreich bis ins obere Helvet ausgedehnt. Auf S. 33 muß es statt „Maßstab 1 : 200 000“ wohl „1 : 250 000“ heißen. Auf Karte S. 37 sind die Ziffern 11 und 12 vertauscht. Auf S. 43 dürfte wohl statt „Aurachrinne“ „Agerrinne“ einzusetzen sein. Die auf S. 53 erwähnte tiefe Auskolkung in der Sohle des Linzer Donautalbodens liegt nicht am rechten, sondern am linken Brückenkopf.

Die beiliegende mehrfarbige Karte 1 : 250 000 ist im Vergleich zum Textteil arm an Aussagen. Das Thema der Hydrogeologie ist kartographisch schwierig zu lösen. Vor allem wird es kaum gelingen, alle maßgebenden Aspekte so auf einer Karte unterzubringen, daß diese auch noch lesbar bleibt. So hilft man sich meist damit, daß man, je nach dem verfolgten Ziel, eben Teilaspekte darstellt oder das Thema durch eine ganze Folge von Karten oder zumindest durch kleinere Zusatzkarten zu einer Hauptkarte zu bewältigen sucht. K. Vohryzka wählt mit der Begründung des Fehlens von Voraussetzungen und der Notwendigkeit gesonderter Untersuchungen im Einzelfall eine geologische Darstellung, in der auf wesentliche Angaben, wie die Hauptgrundwassertypen, die Verbreitung der großen Grundwasserströme, die Frage der Überdeckung oder auf Aussagen zur Quantität verzichtet wird. Der Rezensent glaubt, daß der Maßstab schon bis zu einem gewissen Grad Angaben dieser Art zuließe und daß sie auch ihren Sinn in einer Übersichtskarte hätten, denn diese soll ja nicht nur dem Geologen dienen, sondern vor allem auch dem mit hydrogeologischen Fragen beschäftigten Politiker, Landesplaner, Gutachten verfassenden Techniker verschiedenster Fachrichtungen, Geophysiker, Hydrologen usw.

Es wäre also zu überlegen, ob die bloße Unterscheidung in grundwasserleitende und nicht grundwasserleitende Gesteine in der Legende nicht durch eine übergeordnete Gliederung nach den Haupttypen des Grundwassers in den einzelnen Gesteinszonen erweitert werden könnte. So wäre etwa eine Gliederung vorstellbar in kluftwasserführende Kristallingesteine, wobei die Eintragung der Hauptströmungsrichtungen entgegen der im Text geäußerten Meinung schon sinnvoll gewesen wäre; ferner Schichtwasser und teilweise gespanntes Wasser führende Molasse; kaum grundwasserführende Gesteine der Flyschalpen und wasserstauende Gesteine der Kalkalpen; karstwasserführende Gesteine, wobei die Wasserführung beeinflussende Störungen eingezeichnet werden sollten und schließlich grundwasserführende Lockergesteine. Damit wäre auch auf der Karte eine zusätzliche Aussage über den

hydrogeologischen Charakter der großen Gesteinszonen gemacht. Daß über alle diese Zonen hinweg sich oberflächennahes Grundwasser in Schuttdecken und im Verwitterungsbereich sowie in der sich öffnenden Kleinklüftung bewegt, könnte bei diesem Maßstab nur mehr in der Legende vermerkt werden.

Bei den Moränen müßte – hier liegt offenbar ein Versehen vor –, so wie im Text beschrieben, die teilweise vorhandene Leitfähigkeit eingetragen werden. Nachdem die Überdeckung und Verwitterungsmächtigkeit eine wesentliche Rolle spielt, wäre auch die Trennung von Hoch- und Niederterrassen berechtigt gewesen.

Leider kommen wir über einen gewissen Mangel in der kartographischen Bearbeitung der Karte nicht hinweg. Besonders störend wirken sich die dicken, schwarzen, oft auch ungenau eingezeichneten Begrenzungslinien aus, die nahezu jede Eintragung erschlagen. Bedauerlich ist vor allem, daß die wichtigen hydrologischen Eintragungen wie Quellen, artesische Brunnen usw. im gleichen schwachen Blau gehalten wurden wie die Gewässer der Grundkarte, so daß sie kaum zu erkennen sind.

Abschließend möchte der Rezensent besonders bezüglich der Äußerungen zur Karte ausdrücklich betonen, daß seine sicher subjektiven Diskussionsbeiträge nicht mißverstanden werden mögen, sondern vielmehr eine Anregung zur weiteren Diskussion über manche noch ungelöste Fragen der hydrogeologischen Kartographie sein sollten. Das Buch wird allen mit der Materie direkt oder indirekt Beschäftigten, aber auch anderen Interessenten Grundlage und Anregung für ihre Arbeit sein.

Der vom Verfasser auf S. 45/46 geäußerte Mangel an entsprechenden zeitgemäßen geologischen Spezialkarten, selbst im dichtest besiedelten oberösterreichischen Zentralraum, kann nicht genug hervorgehoben werden. Hier wäre dringend Abhilfe notwendig, soll nicht weiterhin wertvolle Arbeit im Dienste des Landes von dieser Seite her arg behindert sein. Die fachlichen Voraussetzungen für den Druck solcher Karten wären bereits weitgehend in einer Anzahl von Vorarbeiten von verschiedenen Seiten her gegeben. Es wäre also eine organisatorische Frage, von einer Stelle des Landes aus dieses Material zu sammeln, noch offene Lücken zu schließen und im Einvernehmen mit der Geologischen Bundesanstalt in Wien den Druck geologischer und hydrogeologischer Karten zu ermöglichen.

Hermann K o h l

**B. Plö chinger**, Geologische Karte des Wolfgangseegebietes (1 : 25 000) mit Erläuterungen; Verlag der Geologischen Bundesanstalt, Wien 1973, Preis öS 120,-.

In handlicher Form und gefälliger, wasserfester Umschlaghülle liegt nunmehr die geologische Karte des Wolfgangseegebietes mit Erläuterungen (92 S., 16 Abb., 2 Tab., 2 Taf.) vor.

Das *Kartenblatt* schließt im W an das geologische Blatt Salzburg (1 : 50 000) an, der übrige Zuschnitt wurde vom Autor mit Rücksicht auf eine gezielte Darstellung der Wolfgangseestörung und eine ausreichende Erfassung von nördlich angrenzender Flyschzone resp. südlich angrenzenden Kalkalpen bewußt gewählt und begründet. Bleibt eine höfliche Anfrage an den Herausgeber, wie ein eventuelles südliches Anschlußblatt aussehen wird, da die vorliegende Kartendarstellung im SW bzw. S durch tektonische Kartenskizze und Legende amputiert erscheint.

Ein Sonderlob den Graphikern I. Zach und J. Kerschhofer. Wertvoll die auf diesem Kartenmaßstab graphisch gut gelöste tektonische Aussage, gegliedert nach Deckenüberschiebung, Stockwerkübergleitung und Störungen i. a. Dem Benutzer ebenso dienlich ist die Eintragung von Fossilfundpunkten, wichtigen Bohrungen und Quellen.

In den *Erläuterungen* besticht die textliche Gliederung. Einer kurzen Beschreibung der Landschaftsformen folgt die umfangreiche Stratigraphie mit Fossilinhalt und Bildungsbedingungen der verschiedenen Gesteinsarten. Der Schwerpunkt liegt naturgemäß im Abschnitt Tektonik mit besonderer Berücksichtigung der Flyschfenster von St. Gilgen und Strobl und deren geologischen Rahmen. Die tektonische Situation wird durch 9 geologische Profile verständlich gemacht, ein Exkursionskärtchen erläutert 8 geologische Wanderungen im Rahmen der Kartendarstellung. Ein weiteres Kapitel ist dem Vorkommen nutzbarer Gesteine gewidmet. Hier wäre nach Meinung des Rezensenten eine gewisse Abrundung möglich gewesen, hätte der Autor auch die (wirtschaftlich unbedeutenden) Vorkommen mineralischer Rohstoffe berücksichtigt. Neben der Erdölfundstelle im Strobl-Weißenbachtal hätte auch das kleine Bauxitvorkommen am Kuchlersattel-Rußbach (Schadler 1948) und das Kohlevorkommen vom Tiefengraben bei Schwarzenbach Erwähnung verdient, welches letzteres im vorigen Jahrhundert immerhin fast 50 Jahre lang abgebaut wurde.

In einem weiteren Kapitel wird die hydrogeologische Situation kurz und erschöpfend dargestellt. Im Anschluß an das Literaturverzeichnis werden für den Laien geologische Fachausdrücke erläutert.

In Anbetracht des erwähnten Schwerpunktes vom Verfasser vielleicht unbewußt vernachlässigt erscheinen die mächtigen rezenten Ablagerungen im Kartenblatt. Die Mündungskegel des Zinkenbaches und des Dittlbaches sind nicht nur besonders eindrucksvolle Vertreter ihrer Art; für den Zinkenbach sind die Daten über Einzugsgebiet, Abtrag und Anschüttung pro Fläche und Zeiteinheit gut bearbeitet und publiziert (Schadler 1959). Sie hätten im Literaturverzeichnis Erwähnung verdient.

Eine Besprechung der vorliegenden Kartenausgabe ginge aber an deren Inhalt vorbei, würde nicht auf das große Verdienst des Autors um die erstmalige zusammenfassende Darstellung der Flyschfenster St. Gilgen und Strobl hingewiesen werden. Bei der vorliegenden Detailbearbeitung legt der Autor nicht nur eine genaue räumliche Abgrenzung der beiden (zusammenhängenden) Flyschfenster vor, sondern erläutert auch das Material für eine gesicherte (postmitteleozäne) Zeitstellung des tektonischen Ereignisses, welches mit der Überschiebung des Osterhorntirolikums auf jenes des Schafberges ursächlich zusammenhängt. Das tithonische Alter der Eruptivgesteine in der Klippenhülle dieser Fenster konnte gut belegt werden. Wichtig der Hinweis, daß einige in der älteren Literatur erwähnte Vorkommen dieser Eruptiva als glazial verschleppte Erratika aufscheinen. Ein wertvolles Detail stellt auch die Ausscheidung von Gesteinsserien der tiefbajuvarischen Einheit bei St. Gilgen dar.

Von ebenso wesentlicher Bedeutung erscheinen aber auch die Ergebnisse der Faciesuntersuchung im Osterhorn- und Schafbergtirolikum, wodurch die Begriffe der faziellen und tektonischen Einheit besonders kritisch beleuchtet werden.

In der begründeten Vermutung, die Wolfgangseestörung sei eine zerscherte Antiklinale, läßt sich auch die bekannte Auffassung unterbringen, daß es sich hierbei um einen (theoretischen) westlichen Ausläufer der Ischler Salinarzone handeln könnte.

Ungeachtet der o. a. kritischen Randbemerkungen muß zusammenfassend festgehalten werden, daß mit dem „Geologischen Kartenblatt Wolfgangsee“ einer der faziell und tektonisch interessanten Abschnitte am Nordrand der mittleren Kalknordalpen in bester Bearbeitung vorliegt, wofür dem Autor auch im Namen der oö. Landeskunde aufrichtig zu danken ist. Es ist dem Fachkollegen und Studenten, dem Erzieher und geologisch interessierten Wanderer fachlich, ausstattungsmäßig und preislich in gleicher Weise zu empfehlen.

W. L. Werneck

Elisabeth Ettliger, Die römischen Fibeln in der Schweiz, Handbuch der Schweiz zur Römer- und Merowingerzeit, herausgeg. von A. Alföldi, Bern 1973, 197 Seiten, 29 Tafeln, 26 Karten, 1 Faltafel.

In diesem Bande des Handbuches der Schweiz zur Römer- und Merowingerzeit wird das gesamte, nicht weniger als 3400 Stück umfassende Fibelmaterial behandelt und damit erstmals unter Berücksichtigung neuester Forschungsergebnisse und moderner Methoden der Fundbetrachtung eine ganze moderne Nation erfaßt. Daß dies nur demjenigen erfolgreich gelingen kann, der sich durch Jahre mit den vorgelegten Funden beschäftigt und vor allem über ausreichende Erfahrung verfügt, beweist dieses Buch anschaulich. Der Autorin ist es beispielhaft gelungen, die Fundmasse römischer Fibeln ihres Landes dem kundigen und dem interessierten Fachmann in gleicher Weise verständlich vorzulegen und den Ansprüchen beider gerecht zu werden. Auf diese Weise erhält jeder einen nützlichen Überblick über die Fibelformen der römischen Schweiz und ihre möglichst exakte zeitliche Stellung.

Gerade für den österreichischen und hier wieder für den Ostalpenraum stellt diese Arbeit eine nachahmenswerte Forschungsgrundlage dar, zumal da in unseren Gebieten eine derartige Behandlung dieses Materiales noch nicht erfolgt ist, immerhin aber mit der Veröffentlichung der römischen Fibeln aus Lauriacum ihren Anfang genommen hat (FiL 10, 1975).

Für einen so großen Fundkomplex, wie ihn E. vorlegt, eine Patentlösung zu finden, ohne auf entsprechend umfangreiche Vorarbeiten zurückgreifen zu können, wird natürlich niemand verlangen. In diesem Sinne ist die Arbeit auch abgefaßt und E. weist überall dort auf Mängel hin, wo offene Forschungsprobleme auftreten – und dies muß mehrfach der Fall sein, weil die Formenwelt römischer Fibeln nur über die Bearbeitung einzelner Typen in ihrer Gesamtheit erfaßt werden kann.

Nach dem Vorwort (S. 7–8) folgt eine Einführung (S. 9–30), in welcher zur Art der Materialaufnahme (S. 9–10), zu einzelnen Sammlungsbeständen (S. 11–13) und zur Typologie (S. 13–30) Stellung genommen wird.

Methodisch ist zu beachten, daß die 3400 Fibeln nach einem vorher entworfenen Typenschema geordnet worden sind. Dabei mußte in Anbetracht des beabsichtigten Gesamtüberblickes auf Detailprobleme natürlich verzichtet werden und manches „leicht skizzenhaft“ bleiben (S. 10). Insgesamt setzt sich das Schweizer Material aus 57 Typen und mehreren Unika zusammen.

Für eine zukünftige Bearbeitung der römischen Fibeln Österreichs ist zu beachten, daß E. das Material des Vorarlberger Landesmuseums Bregenz berücksichtigt und in den Katalog aufgenommen hat.

Im folgenden Kapitel werden ein typologischer Überblick geboten und in knapper Form die wesentlichen Charakteristika hervorgehoben. Dabei ergeben sich 6 große Fibelgruppen:

1. Typ 1–8: Fibeln gallo-keltischer Grundform mit einem Exkurs zu den Spätlatène-fibeln, der vor allem für die Behandlung des reichen Materiales dieser Zeit in Österreich, insbesondere der Fibelfunde des Magdalensberges und des Südalpenraumes wichtige Anregungen zu geben vermag.
2. Typ 9–19: Spiralfibeln mit oberer Sehne und Sehnenhaken.
3. Typ 20–27: Hülsenspiralfibeln.
4. Typ 28–38: Bügelfibeln mit Scharnier.
5. Typ 39–50: Scheibenfibeln.
6. Typ 51–57: Von diesen Einzeltypen müßten z. B. 56–57 zu den Bügelfibeln mit Scharnier gezählt werden, da sie ja einen Bügel haben.

Auf S. 26–28 werden Sinngehalt und Tragweise einiger Fibeltypen behandelt, wobei E. ganz zu Recht auf den symbolhaften Charakter und auf Apotropaia bei bestimmten Darstellungen auf den Spangen hinweist. Hier kann m. E. mit einer eigenen Studie noch manche Entdeckung gemacht werden.

Zur Tragweise der Fibeln gilt als interessanteste Beobachtung, daß die im ganzen Imperium verbreiteten Aucissafibeln so wie später die Zwiebelknopffibeln an der Schulter getragen worden sind.

Die größte Dichte der Schweizer Fibeln reicht bis in die Mitte des 1. Jh. n. Chr., wonach ein merkbarer Rückgang einsetzt. Dieser hat seine Ursachen sowohl in den geänderten Trachtverhältnissen, welche auf die Romanisierung zurückzuführen sind, als auch in der allgemein historischen Stellung der Schweiz ab dem frühen 2. Jh. n. Chr. (S. 27).

Auf S. 31–150 folgt der Typenkatalog, in welchem die einzelnen, in der Einführung zu Gruppen zusammengefaßten Fibeltypen ausführlich untersucht werden. Dabei ist S. 31–32 eine für den Leser sehr nützliche Anleitung zur Benützung des Kataloges vorangestellt.

E. befolgt bei der Behandlung ihres Materiales folgendes Schema: Fundortverzeichnis mit Kartenverweis, Anzahl der in den einzelnen Orten gefundenen Fibeln, Verzeichnis der Museen, andere Fundorte, Literaturhinweise, Text zu den einzelnen Typen.

Zum Typenkatalog sei folgendes bemerkt: Den Terminus „Soldatenfibel“ (S. 41) wird man in Zukunft durch „Eingliedrige Drahtfibel mit unterer Sehne“ (A 15) ersetzen müssen, da diese Haften nachweislich auch von Frauen und nicht ausschließlich von den Angehörigen der römischen Armee getragen worden sind (vgl. A. Böhme, Die Fibeln der Kastelle Saalburg und Zugmantel, Saalbg. Jb. 28, 1972; W. Jobst, Die römischen Fibeln aus Lauriacum, FiL 10, 1975, im Druck).

Ausführlich und für die Entwicklungsgeschichte der alpenländischen Fibeln bedeutend ist die Behandlung der Form A 65 (Typ 8: Knotenfibel), S. 48. Auf dem Kärdtner Magdalensberg fehlt dieser Typus natürlich nicht (s. S. 53).

In dieser frühromischen, bis in claudische Zeit reichenden Händleriedlung sind mehrere Exemplare gefunden worden, ihre Publikation steht aber noch aus.

Verständlich ist, daß die norisch-pannonischen Formen A 236–237 und A 238, also Flügelfibeln und „Zweiknopffibeln“, in der Schweiz nur sehr schwach vertreten sind (S. 59, 64). Wertvoll für die Beurteilung des frühromischen Materiales der Ostalpen ist der Exkurs zu A 67/68 aus Vindonissa (S. 62 f.). Dieser Beitrag erweist sich u. a. wieder für die Bearbeitung des Magdalensberger Materiales als nutzbringend, zumal da diese beiden Formen hierselbst produziert worden sind.

Typ 15 (S. 66) sollte man nicht als „Spätere, zweigliedrige Fibeln mit einem Bügelknopf“ bezeichnen, wenn es sich hierbei ganz klar um eine Kräftig-Profilierete Fibel ohne Stützplatte handelt, deren Hauptverbreitungsgebiet das freie Germanien und der untere Donaauraum waren. E. läßt S. 67 diesem Typus ganz richtig die Trompetenkopffibeln folgen. Die als Typ 18 behandelten „Knickfibeln“ (A 19) sind ein auch auf dem Magdalensberg häufiger Typus (S. 70). Das gleiche gilt für die Typen 24 (Die große Distelfibel, S. 80 ff.) und 25 (Die kleine Distelfibel) – beide Bestandteile der Frauentracht.

Zur Feinchronologie der Aucissafibeln, Typ 29 (S. 93 f.) verspricht die Bearbeitung des Magdalensberger Materiales (G. Mossler bereitet eine solche vor) weitere Aufschlüsse, wie überhaupt die Fibeln dieses Fundplatzes die Beziehungen zum gallischen Raum in vor- und frühromischer Zeit deutlicher als andere Fundgattungen aufzuzeigen vermögen. Ob man die Aucissavariante mit geteiltem Bügel als eigenen Typ (S. 95 f.) oder bloß als Variante der Aucissafibel behandeln soll, wie z. B. abnorme Varianten bei den Zwiebelknopffibeln oder bei den Scharnierarmfibeln, wird die weitere Forschung lehren. Die gleiche Frage muß man sich bei den Typen 31, 32–34 stellen, die vielfach als „Gestreckte Scharnierfibeln“ behandelt werden und sicher ein und derselben Familie angehören.

S. 112 muß es heißen: RGZM Mainz.

Der von E. mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausgearbeitete Typenkatalog zeigt anschaulich, daß der Schwerpunkt der römischen Fibeln in der Schweiz eben in frühromischer Zeit liegt und die Masse des Materiales über die ersten beiden Jahrhunderte n. Chr. nicht hinausgeht. Dies kommt auch in dem S. 142–146 eingeschobenen Exkurs zur Entwicklung der spätrömischen Fibeln zum Ausdruck. Hier wird noch einmal die Frage angeschnitten, inwieweit Aucissafibeln als Vorläufer der spätrömischen Spangen betrachtet werden können. Der Gedanke erscheint natürlich verlockend und es gibt in der Tat eine ganze Reihe von Relationen, wie die Fußkerbung, der Nadelhalter, der hohe, halbkreisförmige Bügel, doch fehlt jedwedes Verbindungsglied, welches einen Zeitraum von rund 200 Jahren schließen müßte. Ich glaube nicht, daß eine diesbezügliche Ableitung möglich sein wird. Der S. 143 geäußerten Spätdatierung der Bügelknopffibeln, die Kuchenbuch vorgeschlagen hat, kann ich in Anbetracht des österreichischen Limesmaterials nur zustimmen.

Unter den S. 147–150 behandelten Unika sind für Österreich die unter Punkt 8 genannten Exemplare deshalb von Interesse, weil diese oder Varianten derselben vom Donaulimes (Lauriacum und Carnuntum) mehrfach bekannt sind.

S. 149, letzte Zeile, muß es heißen: Carnuntum.

Den hinweisenden Erläuterungen zu den Kartenbildern (S. 151–161) folgt S. 162–176 ein Fundortverzeichnis, in welchem Fundplatz und Typen zusammengestellt sind. Das Literaturverzeichnis (S. 177–183) enthält bis 1969 erschienene Veröffentlichungen zu den Fibeln.

Der Tafelteil enthält in Zeichnung und Photoabbildung Beispiele aller Typen, 26 Kartenbilder mit dem Verbreitungsschema des behandelten Materiales sowie eine Typentafel.

Die vorliegende Arbeit darf der Fachmann nicht nach Teilproblemen einzelner Fibeltypen beurteilen, sondern muß sie in seiner Gesamtkonzeption sehen. So betrachtet liefert das Buch nicht nur einen großen Beitrag zur Verfeinerung und Vervollkommnung der Fibelforschung, sondern regt vor allem zu fruchtbarer Nachahmung an.

Werner J o b s t

Erich W i d d e r, Glanz des Ewigen – Christliche Kunst in Österreich. 2., erweiterte Auflage, Linz o. J. (1973), OÖ. Landesverlag. 86 Textseiten, 20 Farb- und 162 Schwarzweißabbildungen, Leinen, öS 296,-.

Nach über zehn Jahren – 1961 erschien die erste Auflage, aufgenommen in die Reihe der „Schönsten Bücher Österreichs“ – erhielt dieser prachtvolle Kunstband die längst notwendig gewordene Neuauflage, die, nun noch reicher ausgestattet, eine repräsentative Bilddokumentation christlicher Kunst im Gebiet des heutigen Österreichs von ihren Anfängen bis in die Gegenwart darstellt.

Auf drei, wenn auch großformatigen Seiten versucht der Autor gekonnt eine Einführung im besten Sinne des Wortes zu geben: keine schulmeisterlichen Erklärungen einzelner Fakten, sondern ein großzügiges Hinführen zu einem Kunsterleben und Kunstverstehen besonderer Art. Die „complexio oppositorum“, die Zusammenschau oft geradezu gegensätzlicher Ausprägungen, ist nicht nur vom Autor berechtigt als besonderes Kennzeichen österreichischer Kunst hingestellt, sondern im hervorragend gestalteten Bildteil auch bestens dokumentiert worden. Daß das 19. Jahrhundert „in Sachen Kunst“ viel geschmäht wird, stimmt; es als „Ärgernis“ (S. 9) abzutun, ist jedoch fast selbst ein Ärgernis. Die Kunstgeschichte hat nun nach dem entsprechenden Abstand zu den Kunstrichtungen jener Zeit auch das Gute daran gefunden. Ganz abgesehen davon steht es uns nicht an, das Kunstschaffen einer ganzen Periode einfach als „Kitsch“ abzutun, zumal dieser Begriff ein viel zu relativer ist. Und was die „Weißglut schöpferischer Meditation“ in der modernen Kirchenkunst betrifft, wird man sich eines gültigen Urteils wohl noch enthalten müssen, auch wenn gerade in der Architektur neue, beachtenswerte Formen gefunden werden, die genauso Anspruch auf symbolhafte Auslegung haben wie gotische Kathedralen und barocke Stiftskirchen.

Jedes Bild – durchwegs nur einseitige, großformatige Abbildungen, einige in Farbe – wird im Textteil kurz und bündig erläutert. Beispiele der Architektur, der Plastik, der Malerei und des Kunstgewerbes, selbst ein Hinterglasbild aus Sandl sind dabei berücksichtigt und werden in einer abwechslungsreichen Folge von Totalen und Detailaufnahmen, bestens vom Autor selbst fotografiert, dargeboten. Beginnend mit der Wiedergabe des Mosaikfußbodens in der ehemaligen Friedhofskirche der Römerstadt Teurnia und anderer frühchristlicher Werke zieht sich der Bogen über nahezu zwei Jahrtausende bis hin zu eigenwilligen Neuschöpfungen der Moderne. Dabei werden nicht nur Klischeevorstellungen wie etwa vom „Barockland“ Österreich abgebaut, sondern auch weniger bekannte Kunstwerke der breiten Öffentlichkeit vorgestellt. Auch wenn man die wiedergegebenen Objekte kennt, wird man oft überrascht sein, welche kostbaren Details sich einem erst durch die gekonnte Darstellung erschließen. So sehr es uns freut, daß unser Bundesland in diesem prächtigen Kunstband so gut vertreten ist, was auch von vornherein anzunehmen war, so ergibt eine bundesländerweise Aufstellung – ohne darüber weiter polemisieren zu wollen – doch eine etwas zu einseitige Streuung: Oberösterreich ist mit 52 Objekten, Niederösterreich mit 26, Kärnten und Salzburg mit je 20, Steiermark mit 18, Tirol und Wien mit je 14, Vorarlberg und Burgenland mit je 2 Wiedergaben vertreten.

Ein Literaturverzeichnis sowohl über allgemeine Werke, wie ein spezielles zu den einzelnen Objekten vervollständigt die Angaben im Text, ein Ortsregister beschließt den ausgezeichneten Bildband, der jedem Kunstfreund empfohlen werden kann.

Dietmar A s s m a n n

Amilian Kloiber, Die Menschen von Linz-Zizlau. Baierische Gräberfelder des 7. Jh.s auf dem Gelände der VOEST. Teil 1: Bildband. Linzer Archäologische Forschungen, Band 5, Linz 1973.

In ihrer dienstlichen Eigenschaft als wissenschaftlicher Leiter der Ausgrabungen auf dem Gelände der heutigen VOEST in den Kriegsjahren muß die Rezensentin zu dieser Publikation Stellung beziehen und auch als Bearbeiter dieser Ausgrabungen und Verfasser des Buches „Linz-Zizlau, Das bayerische Gräberfeld an der Traunmündung“. Der Bearbeiter des Skelettmaterials aus diesen Gräbern, der an den Ausgrabungen nicht beteiligt war, hat nämlich nicht das Grabungsprotokoll der Ausgräber als Grundlage für die Untersuchungen genommen, sondern den zufälligen Verpackungszustand in Schachteln, wie er nach vielen Jahren mit 11 Übersiedlungen und zweimal Aus- und Einpacken für Ausstellungen von ihm übernommen wurde. Die kriegs- und nachkriegsbedingten Verlagerungen der Funde sind nur durch Laien durchgeführt worden, in kriegsbedingt schlechten Kartons – eine längere Lagerung in einem offenen, jedem Wetter zugänglichen Raum miteingerechnet. Die Verwendung der letzten Schachtelzusammenhänge als Grundlage für Grabzuteilungen hat zu einem rekonstruierten Mehrbestand von über 20 Gräbern geführt. Die Rezensentin protestiert gegen die Behauptung, bei der Ausgrabung wären diese zusätzlichen Gräber unerkannt geblieben (Kloiber, S. XII, 24, 28, 34, 59, 62, 117); eine Überzahl kann durch keine Mehrzahl an Knochen in der Gesamtheit zu belegen sein; es wurden nur, durch die Aufbewahrungszusammenhänge bedingt, die vorhandenen Knochen auf mehr Gräber aufgeteilt. Um den Benützer dieser Publikation vor Irreführung über Grabzusammenhänge zu bewahren, hat nach Vorliegen des Bildbandes jetzt nur mehr der Herausgeber noch den Einfluß, durchzusetzen, daß der Autor die Grabzuteilungen wenigstens im Textband nur aufgrund des Grabungsprotokolles vornimmt. Eine Erleichterung liegt darin, daß im Bildband unter „Grab“ die Grabnummer des Grabungsprotokolles angeführt ist, die eben im Textband als die allein maßgebende weitergeführt werden könnte. Der Herausgeber ist seit langem informiert, die Verantwortung liegt bei ihm. Über die anthropologische Bearbeitung der Skelette steht der Rezensentin keinerlei Beurteilung zu.

Hertha Ladenbauer-Orel

Franz Unterkircher, Die Glossen des Psalters von Mondsee (vor 788) (Montpellier, Faculté de Médecine Ms. 409). Spicilegium Friburgense, Texte zur Geschichte des kirchlichen Lebens. Hg. von G. G. Meersseman, Anton Hänggi, Pascal Ladner, Vol. 20. Freiburg, Schweiz, Universitätsverlag 1974. XV, 690 S., XII Tafeln.

Der Psalter von Mondsee gilt schon seit Jahren als eine der ältesten Miniaturhandschriften, die im Verlaufe der abendländischen Geschichte auf oberösterreichischem Boden entstanden und die erhalten geblieben ist. Als vollständiger Codex mag er das älteste Beispiel sein. Mit dem Buchschmuck, nämlich zwei blattgroßen Miniaturen und über 2000 verzierten Initialen, hat sich der Rezensent seit Jahren auseinandergesetzt, seitdem Prof. Bernhard Bischoff in München aus paläographischen Gründen die Entstehung im Skriptorium des Klosters Mondsee nachgewiesen hatte. Der textliche Zusammenhang bildete dennoch bisher ein Rätsel, weil der Kommentar, der in dieser Handschrift zwischen die einzelnen Psalmverse eingeschoben ist, ungeklärt war. Die Lösung dieser Frage schien um so wichtiger, als die

Handschrift, wie aus bestimmten Kriterien geschlossen werden kann, im Besitze des Herzogs Tassilo III. von Baiern oder eines seiner Familienangehörigen gewesen sein muß. Ebenso steht fest, daß der Codex gleichzeitig mit dem tassilonischen Exil in das Frankenreich gebracht worden ist. Besonders wichtig scheint uns auch der Hinweis darauf, daß die hervorragende Art, in der diese zum persönlichen Gebrauch bestimmte Handschrift ausgeführt ist, ein hohes künstlerisches, in seinen Texten aber auch ein sehr beträchtliches Bildungsniveau voraussetzt.

Franz Unterkircher, emeritierter Direktor der Handschriften-Sammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, hat sich der Aufgabe unterzogen, den Text zu untersuchen, ihn zu edieren und ihn mit den mühevoll erarbeiteten, aber höchst wichtigen Aufschlüsselungen zu versehen, die als Schrift- (nämlich Hl. Schrift), Namen-, Wort-, Allegorien- und Orthographie-Index auf den letzten 172 Seiten am Schluß des Buches abgedruckt worden sind.

Es ist Franz Unterkircher gelungen, eine Parallel-Handschrift für den interessanten Kommentar ausfindig zu machen, eine Handschrift, deren Psalmentext jedoch nicht wie die Mondseer das Psalterium Romanum, sondern die das Gallicanum enthält. Die Glossen sind dort, wie sonst meist üblich an den Rand geschrieben, die textlichen Abweichungen der beiden Überlieferungen sind in der Edition genauestens kollationiert. Leider ist von den Schrift- und Schmuckseiten dieser zweiten Handschrift keine Abbildung der Edition beigegeben. Außer den Varianten der Cantica (vgl. S. 33–37) ist der Text in vollem Umfang abgedruckt. Die Beschreibung der Mondseer Handschrift umfaßt die Seiten 3–11 und 16–47, die Bilddokumentation 12 Tafeln. Der Codex ist sehr früh, zwischen 789 und 792, im Frankenreich mit einem neuen Schluß und den Texten der Cantica und der Litanen ergänzt worden. Letztere haben schon seit 300 Jahren das Interesse der Forschung erregt, doch scheint die Interpretation noch keineswegs abgeschlossen. Auch hier liefert die Paläographie einen wichtigen Fingerzeig, da diese Schrift der besten Qualität der karolingischen Hofschule zugehört und der Text dadurch fast offiziellen Charakter erhält. Damit ist die besondere Stellung der Handschrift erneut hervorgehoben.

Trotz der überaus gründlichen Untersuchung des Textes der Glossen war es nicht möglich, den Namen des Autors zu erschließen. Zur Datierung der Abfassung weist Unterkircher darauf hin, daß sie vor der Eroberung Jerusalems durch die Araber (638) anzusetzen ist. Der Kreis, aus dem der Autor stammen muß, läßt sich mit der Richtung der Pelagianer bestimmen, mit denen schon der hl. Augustinus polemisierte. Unterkircher hat die betreffenden Stellen gesammelt, sie beziehen sich auf den Text des Gallicanum (!). Die von der katholischen Kirche abgelehnte Irrlehre der Pelagianer befaßte sich insbesondere mit der Theologie der Erbsünde und war im Bereiche des irischen Christentums noch lange Zeit wirkend. Mit dieser Feststellung wird der Kommentar in eine Gruppe von Texten eingereiht, die, meist in nur wenigen Exemplaren überliefert, eine kulturgeschichtlich sehr interessante Unterströmung innerhalb der abendländischen Geistesgeschichte vertreten. Es ist gewiß auch kein Zufall, daß, wie Unterkircher anführt, in der gleichen Schreibschule ein Kommentar des Pelagius zu den Paulus-Briefen nachweisbar ist.

Die Parallel-Handschrift des Kommentars, von der die Rede war, ist in der Kapitular-Bibliothek von Vercelli aufbewahrt, sie wurde, soweit sie bisher wenigstens kunsthistorisch behandelt wurde, mit einer irreführenden Bezeichnung erwähnt. Da sie den Text des Gallicanums enthält, scheint in ihr der „irische“ Einfluß eindeutiger, während in der Mondseer Handschrift das Romanum einen angelsächsischen verrät. Auch diese Kombination scheint uns für die geistliche und

geistesgeschichtliche Situation im tassilonischen Kulturbereich ein kennzeichnendes Streiflicht zu werfen.

Die angelsächsischen Elemente glauben wir auf dem Hintergrund der Reformen des hl. Bonifatius sehen und daraus erklären zu können. Ist eine Erklärung für die Überlieferung von irisch beeinflussten Texten ebenso einfach? Natürlich drängt sich der Name des Salzburger Abt-Bischofes Virgil sogleich in den Vordergrund, über dessen irische Abkunft kein Zweifel bestehen kann. Man wird sich jedoch die Lösung der Frage nicht zu einfach machen dürfen und auch den zweiten Weg in Erwägung ziehen müssen, den Unterkircher mit der Erwähnung Bobbios (S. 27) und Pavius (S. 28) in die Diskussion gebracht hat.

Es gibt wichtige Kriterien, die uns dazu die kunstgeschichtliche Forschung liefern kann, wobei man mit aller Vorsicht an die Handschrift in Vercelli anknüpfen darf. Vorsicht deshalb, weil die Handschrift nicht nur später, sondern auch deshalb, weil sie mit Texten des Hrabanus Maurus zusammengebunden ist, dem wir nun wirklich weder irische noch häretische Dispositionen zuschreiben möchten. Dennoch darf man wohl nicht darauf vergessen, daß die bisher noch nicht eingehend untersuchten Darstellungen zum Psalter in der Nachfolge einer Gruppe von Vercelleser Handschriften stehen, die um oder bald nach 800 datiert werden, für die man eine lokale Werkstatt vermutet hat, die aber insgesamt dem gleichen Traditionsgut zugehören, wie alle die frühen Mondseer und Salzburger figürlichen Miniaturen dieser Zeit. Trotz oder vielleicht auch wegen der im Hintergrund nicht zu vernachlässigenden irischen Strömungen überliefern sie spätantikes oder frühchristliches Bildgut. Bei den Beziehungen, die im tassilonischen Kulturkreis zu Oberitalien bestanden, kann uns ein neuer Hinweis, kann uns ein weiteres Verbindungsglied für solche Möglichkeiten nicht gleichgültig sein. Dennoch muß es an dieser Stelle genügen, auf diesen Zusammenhang hinzuweisen, eine kritische ausführlichere Stellungnahme muß einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Zwei Druckfehler sind uns bei den Verweisen aufgefallen, S. 12, Anm. 4 müßte es richtig heißen Taf. X statt IX, S. 45: Mondsee reicht bis Bl. 330 v und nicht 340 v. Den Hinweis auf die *damnatio memoriae* (S. 31) würden wir nicht nur auf den Namen, sondern auch auf die Titulatur Tassilos beziehen, die ja wohl noch anstößiger gewesen sein kann.

Die vorzügliche Textedition der Glossen des Mondseer Psalters zeigt uns, welche weitreichenden Kombinationen und Interpretationen an jeder einzelnen dieser frühen Kulturzeugen anschließen. Wir sind Franz Unterkircher für die außerordentlich mühsamen Arbeiten zu großem Dank verpflichtet und wir hoffen zugleich, daß die neue Quelle noch vielfach fruchtbar werden möge.

Kurt Holter

Bernhard Bischoff, Salzburger Formelbücher und Briefe aus Tassilonischer und Karolingischer Zeit. Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Sitzungsberichte, Jahrgang 1973, Heft 4. München, in Kommissionsverlag bei C. H. Beck, 1974. 84 S.

In unserer Zeit, da man vielfach der Meinung ist, die Quellen unserer Frühzeit einigermaßen zu überblicken, ist es dem Verfasser gelungen, unter Schriften des späten 18. Jahrhunderts einen Fund zu machen, der auch für unsere Landesgeschichte Aufmerksamkeit erregt. Das Wort Tassilonisch im Titel weist nachdrücklich auf den bairischen Bereich hin und grenzt auch die Perioden präzise ein. Zudem scheinen unmittelbare Bezüge zu unserer Landesgeschichte gegeben zu sein.

Bei den neuen Quellen, deren Publikation hier nur kurz angezeigt sei, um alle Interessierten darauf hinzuweisen, handelt es sich um Abschriften, die der Benediktinergelehrte Frobenius Forster, später Fürstabt von St. Emmeram in Regensburg, nach heute verschollenen Originalen angelegt hat. Sie standen in Zusammenhang mit Forsters Alkuin-Forschungen und weisen auf Salzburger Herkunft. Bischoff eröffnet die Veröffentlichung mit einer Einleitung, in der er Fundumstände und Inhalt darlegt (S. 1–26), gibt dann die Texte bekannt (S. 27–63) in vollem Wortlaut, soweit sie neu sind, und schlüsselt sie mit den entsprechenden Registern auf. Die Quellenübersicht zeigt, daß das ursprünglich verschiedenartige Material in vier Gruppen, d. h. vier Sammlungen, aufzugliedern ist, deren Zusammenhänge mit anderen Abschriften bzw. Fassungen geklärt werden. Da die Sprache ein oftmals etwas krauses Latein ist, gibt Bischoff bei den historisch relevantesten Stücken eine deutsche Übersetzung. So von einem Brief, in dem Cotani, eine Tochter des Baiernherzogs Tassilo, aufgefordert wird, sich zur Abreise in das karolingische Hoflager (oder in die Verbannung) fertigzumachen (III, 20 : S. 22 f.), und von einem Brief, den ein bisher unbekannter Geistlicher aus der Umgebung Tassilos verfaßte (III, 21 : S. 25). Dieser lebte demnach damals in der Einöde, in der Verbannung auf einer Insel, deren Namen er mit „drunula“ angibt. Bischoff weist auf die Möglichkeit hin, diesen Namen als eine Traunsee-Insel, also etwa die Stelle des heutigen Seeschlosses Ort aufzulösen. Da in parallelem Zusammenhang eine Sigle „F.“ mit dem Namen „Fater“, dem Gründungsabt von Kremsmünster, erklärbar erscheint, liegen die Interessen unserer Landesgeschichte für diese Quellengruppe auf der Hand. Die Zusammenhänge verweisen sie nicht nur auf den Herzog Tassilo, sondern auch auf geistliche Bereiche, so daß z. B. die Haushistoriker von Kremsmünster nicht nur diese Beispiele, sondern die daneben gefundenen mehr formelhaften Stücke sicherlich gründlichen Überprüfungen unterziehen werden. Sie werden sich freilich diese Aufgabe mit den Salzburger Historikern zu teilen haben, für die sich noch weitere direkte und vermutlich noch erheblich mehr indirekte Bezüge feststellen lassen werden. Insgesamt handelt es sich bei den neuen Quellen, außer 5 Widmungs- oder Weihegedichten der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts aus Salzburg, um 41 bisher unbekannte Schriftzeugen der eingangs benannten Epoche, die nunmehr zu weiteren Studien bereitliegen. Da Bischoff ihre Zusammenhänge im karolingischen Bereich klargelegt hat, bleibt der lokalen Forschung die Aufgabe von entsprechenden Detailuntersuchungen bzw. Detailinterpretationen.

Kurt H o l t e r

Herrschaftsstruktur und Ständebildung. Beiträge zur Typologie der österreichischen Länder aus ihren mittelalterlichen Grundlagen. 3 Bände, Wien, Verlag für Geschichte und Politik, 1973. Sozial- und Wirtschaftsgeschichtliche Studien. Herausgegeben von Alfred H o f f m a n n und Michael M i t t e r a u e r, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien.

Band 1: Peter F e l d b a u e r, Herren und Ritter, mit einer Einleitung in das Gesamtwerk von Michael M i t t e r a u e r. 267 S., öS 198,-.

Band 2: Herbert K n i t t l e r, Städte und Märkte. 178 S., öS 148,-.

Band 3: Ernst Bruckmüller, Täler und Gerichte. Helmuth Stradal, Die Prälaten. Michael Mitterauer, Ständegliederung und Ländertypen. 239 S., öS 180,—.

Es gibt kaum eine schwierigere Aufgabe, als einem breiteren Publikum, das an sich von der Eigenständigkeit und Besonderheit der österreichischen Länder überzeugt ist, die Gründe klarzumachen, die in historischer Sicht dafür entscheidend maßgebend waren. Dies um so mehr, als die Forschung über dieses Gebiet immer neue Erkenntnisse gewinnen konnte und erst in den letzten Jahrzehnten zu der klaren Einsicht gelangte, daß man die Epochen der Bildung der letzten Endes maßgebenden Faktoren möglichst mit deren Augen und nicht mit denen des 19. oder 20. Jahrhunderts, d. h. u. a. nicht mit dynastisch oder demokratisch geprägten Ansichten und damit Vorurteilen erklären müsse. Den Weg, der zu diesen Erkenntnissen führte, zeigt M. Mitterauer in seiner Einleitung „Problemstellung und Methode“, wo man weiter die zum Zustandekommen dieses Werkes maßgeblichen Faktoren und Komponenten nachlesen kann.

Wenn damit die neugewonnenen Gesichtspunkte oder vielleicht Blickrichtungen angedeutet sind, so darf weiter die einheitliche Anlage des dreibändigen Sammelwerkes skizziert werden, ohne daß es möglich erscheint, in dem in unserem Jahrbuch vorgegebenen Rahmen mehr als eine knappe Anzeige, d. h. Inhaltsangabe zu bringen. Eine ausführliche Besprechung würde zudem kaum von einer einzelnen Person geliefert werden können, wie denn auch in den drei Bänden des vorliegenden Werkes nicht weniger als fünf in ihren Sachgebieten bestens bewanderte Autoren zu Worte gekommen sind. Und da eine höchst umfangreiche Materialsammlung ausgewertet worden ist, wird man eine Vielzahl von Einzelthemen dargeboten erhalten.

Die große Einteilung des Werkes kommt in den Titeln der drei Bände klar zum Ausdruck, und dem Gesamttitel entsprechend wird man für die in der Regel in der Vielzahl vorhandenen Ständekurien die entwicklungsgeschichtlichen Voraussetzungen in aller ihrer Verschiedenheit vorfinden. Die nächste Unterteilung, notwendigerweise nach Ländern und deren Besonderheiten gegliedert, untersucht die einzelnen Ursprungsverhältnisse bzw. ihre Problematik. Die Reihenfolge der Länder innerhalb der Bände ist geographisch und nicht nach dem Anfall der Länder an Osterreich bzw. an Habsburg gewählt. An der Spitze steht jeweils Nieder- und Oberösterreich, im ersten und zweiten Teil des dritten Bandes gemeinsam, im zweiten Band und im dritten Teil des dritten Bandes gesondert behandelt. Daß bei den gemeinsamen Abschnitten das Land ob der Enns umfangmäßig eher zurücktritt, darf vermerkt werden. Bei der Behandlung der Täler und Gerichte (Bd. 3, S. 11–52) können bei den österreichischen Ländern (im engeren Sinne) nur Ansätze gestreift werden. Stets für sich ist an nächster Stelle die Steiermark und ist Kärnten darauffolgend behandelt, die lediglich bei den Ausführungen über die Prälatenkurie zu „Innerösterreich“ zusammengezogen werden. Im ersten und im dritten folgt dann Salzburg und darauf an sechster Stelle Tirol. Im zweiten Band ist die umgekehrte Reihenfolge eingehalten. Eine besondere Struktur besitzt der dritte Band. Sein erster Teil behandelt die Täler und Gerichte, wobei, wie in allen anderen Tirol betreffenden Abschnitten, Südtirol mit aller Ausführlichkeit bearbeitet worden, und in welchem auch Vorarlberg zu finden ist, dessen Charakteristikum, die Zweikurienstände, im dritten Teil dieses Bandes gesondert dargestellt wird.

Im zweiten Teil des dritten Bandes ist die Darstellung der Verhältnisse in den einzelnen Ländern als Übersicht nur ein Unterabschnitt. Hier wird der Quellen-

lage ein selbständiger Abschnitt gewidmet, weiters treten rechtshistorische Fragen in den Vordergrund, da die Beziehungen und Verhältnisse der Angehörigen der Prälatenbank nicht nur vom ständischen Recht und von ihrer sehr langwierigen Entwicklung her untersucht werden müssen, sondern auch vom Gesichtspunkt des kanonischen Rechtes, das hier nicht minder wirksam in die Geschehnisse eingriff. Dabei kommen die einzelnen Faktoren je nach ihren Sonderheiten nochmals zur Sprache. Die geschichtlich bedingte Unübersichtlichkeit und Verschiedenheit innerhalb der Rechtsverhältnisse scheinbar gleichartiger mittelalterlicher Rechtspersönlichkeiten wird hier besonders deutlich.

Wenn in dieser Aufzählung die beiden restlichen Bundesländer nicht vorkommen, weder Wien noch das Burgenland, so ist das aus historischen Gründen ganz selbstverständlich, da Wien ja bei Niederösterreich mitbehandelt ist und das Burgenland niemals eigene Stände besessen hat.

Schon nach dieser oberflächlichen Skizzierung des Werkes wird klar, daß auf einer nächstniedrigeren Ebene eine gleichmäßige oder allgemeingültige Untergliederung nicht mehr möglich ist. Schon hier zeigen sich so viele Sonderfaktoren, daß man zwar Vergleichbares, nicht aber Gleichartiges in den einzelnen Abschnitten nennen könnte. Diese Vergleichsmöglichkeit ist freilich in allen Fällen von großem Nutzen und kann zu einer richtigen Beurteilung der jeweiligen lokalen Verhältnisse viel beitragen. Daß dabei von einem Ost-West-Gefälle gesprochen werden kann (vgl. Mitterauer, III, S. 200), soll nicht etwa eine Wertung aufstellen, sondern auf jeweils verschiedene Entwicklungstendenzen und Altersstufen der Entwicklung hinweisen. Diese verbinden meist einzelne der letztlich österreichischen Länder mit ihren weiteren Nachbarn. Daß das Territorium Salzburg mit seinen Entwicklungen historisch als ein derartiger Nachbar gesehen werden muß, und trotz der vielfachen Einwirkungen auf andere Länder als ein „tertium comparationis“ gesehen werden muß, braucht nicht betont zu werden, kann aber zu weiteren Vergleichen mit der Nachbarschaft Anregung geben.

Und nun zu einem Überblick über die Aussagen dieses Werkes zu oberösterreichischen Problemen bezüglich der Ständebildung.

Band 1: Peter Feldbauer teilt die gemeinsame Behandlung von Nieder- und Oberösterreich in zwei Abschnitte: 1. Herrenstand und 2. Ritterstand. Er legt dabei Umfang und Bedeutung dieser beiden Stände in einem größeren Rahmen vor, als in seinem im Vorjahr an dieser Stelle besprochenen und in der gleichen Serie wie das vorliegende Werk erschienenen Buch über die Entstehung des Herrenstandes in Oberösterreich (vgl. 118. Jahrbuch OÖMV, S. 255 f.). Da eine Wiederholung des dort Gesagten vermieden wird, bleibt der Hauptteil des 1. Abschnittes auf Niederösterreich bezogen. Auch im zweiten Abschnitt finden wir relativ wenig oberösterreichisches Material, ausführlicher werden nur die Steyrer Ministerialen behandelt (S. 45–48), kurz die Gmundner genannt (S. 57), während z. B. Linz oder Wels außer Betracht bleiben. Mindestens in diesen beiden Fällen liegen bemerkenswerte, wenn auch nicht nur positive Entwicklungen vor. Weiters werden Grafschaftsministerialen aus dem nördlichen Oberösterreich kurz gestreift (S. 54), der bedeutende Komplex der Schauburger Ministerialen bleibt fast unerwähnt (vgl. S. 55 A 52).

Band 2: Herbert Knittler widmet der oberösterreichischen Entwicklung der städtischen Landstandschaft den Abschnitt II (S. 45–63) und stellt als Charakteristikum das Vorwiegen der landesfürstlichen Städte (7 : 3) und das Zurücktreten der Märkte fest, welche nur in geringer Zahl und nur sehr kurzfristig in die entsprechende Kurie aufgestiegen sind. Auch gab es in Oberösterreich seit 1367 keine geistliche Stadtherrschaft mehr. Ein weiteres Charakteristikum, die späte Ent-

wicklung eines Übergewichtes innerhalb der Städte und daher das Fluktuieren von Führungspositionen innerhalb der geringen Zahl der Städte, liegt außerhalb der Ziele der vorliegenden Darstellung. Bei der Darstellung der Entwicklungsprobleme fällt die strikte Formulierung auf, daß bei den oberösterreichischen Städten im Gegensatz zu den älteren niederösterreichischen Burgstädten bis zu Krems/Tulln eine konstante bauliche Genese fehle (S. 51). Was damit gemeint ist, scheint uns unklar, da doch im folgenden eine Reihe von Kontinuitäten vorgeführt wird, die sich im einzelnen, sowohl in Enns als auch in Linz und Wels, noch weiter präzisieren ließe und schon präzisiert worden ist. Die Datierung des Ausbaues von Wels in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts scheint uns nicht zuzutreffen.

Band 3: Auf Seite 71–78 wird von Helmuth Stradal zunächst die Prälaturen in Nieder- und Oberösterreich behandelt, die in Oberösterreich seit dem 15. Jh. bis zu 15, nach der Erwerbung des Innviertels noch drei weitere Angehörige zählte. Der Bischof von Passau gehörte seit dem 15. Jh. dem Herrenstand zu, während der Bischof von Linz (seit 1787) mit seinen Kapitularen in die dezimierte Prälaturenbank eintrat. In Niederösterreich waren die Verhältnisse wesentlich vielfältiger, was auch für andere Länder galt. Wie schon angedeutet, werden einzelne weitere Positionen, z. B. Schlierbach oder Spital a. P., wegen ihrer besonderen Rechtsverhältnisse in den weiteren Kapiteln dieses Abschnittes erläutert. Im dritten Teil dieses Bandes faßt Michael Mitterauer die Ständegliederung nach Ländern bzw. nach ihren Typen zusammen und befaßt sich S. 138–146 mit ihrer Zusammensetzung im Lande ob der Enns. Ihre Entsprechung zu Niederösterreich ist ebenso betont, wie ihre Divergenzen mit anderen Ländern. Doch sind auch gegenüber Niederösterreich Unterschiede hervorgehoben, obwohl die führenden Geschlechter beider Länder vielfach verflochten waren oder teilweise auch in den entsprechenden Kurien beider Länder saßen. Durch die Entwicklung von Besonderheiten, wie sie z. B. S. 144 geschildert werden, haben schließlich die oberösterreichischen Stände ihr unverwechselbares Gepräge erhalten.

Wenn wir von diesem Streifzug durch die dem Land ob der Enns gewidmeten Partien zum Gesamtwerk zurückkehren, so muß nochmals der große Wert der Publikation für jeden Interessierten festgehalten werden, der den Wunsch hat, die Grundzüge der ständischen Entwicklungen – und damit wesentlicher staatlicher Entwicklungsstufen – eines bestimmten Landes mit den gleich oder ähnlich verlaufenden Vorgängen in den österreichischen Nachbarländern zu vergleichen. Es ist ein gewaltiges Material, das in diesen drei handlichen Bänden gut übersichtlich dargeboten ist. Die Benützung wird auch dadurch erleichtert, daß in den beiden ersten Bänden Literaturverzeichnisse beigegeben sind, das Gesamtwerk aber im dritten Band durch einen 33 Seiten umfassenden Namensindex aufgeschlüsselt wird, der bei einem derart reichen Material wohl unerlässlich ist. Wir dürfen dem Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien den Dank für die geleistete Forschungsarbeit und für deren vorzügliche Publikation den gebührenden Dank aussprechen.

Kurt Holter

Helmuth W. Lang, Die Buchdrucker des 15. bis 17. Jahrhunderts in Österreich. Mit einer Bibliographie zur Geschichte des österreichischen Buchdrucks bis 1700. (Bibliotheca Bibliographica Aureliana XLII.) Baden-Baden, Verlag Valentin Koerner, 1972. 103 S., DM 60,-.

Es könnte sein, daß einer der österreichischen Bücherfreunde diese an für uns abgelegener Stelle erschienene Arbeit nicht zur Hand bekommt, weshalb eine An-

zeige zweckmäßig erscheint, um so mehr, als auch die für Oberösterreich maßgebenden Drucker voll erfaßt worden sind. Das Verzeichnis erstreckt sich auf Inkunabeldrucker, Formschneider und Briefmaler, nicht aber auf die diesen nahestehenden Kartenmaler und -drucker, und enthält eine umfangreiche, 22 Seiten starke Bibliographie. Die gründliche Arbeit ist übersichtlich gegliedert und demgemäß angenehm zu benutzen. Aus Oberösterreich sind angeführt: Linz, seit 1615, Wels, seit 1636 und Steyr, seit 1692. Ein Vergleich mit der unlängst erschienenen gut ausgestatteten Jubiläumsschrift des OO. Landesverlages, die noch nicht in der Bibliographie aufgenommen werden konnte (Tradition als Verpflichtung, 350 Jahre Druckereigeschichte von Johann Planck zum Oberösterreichischen Landesverlag, Linz 1972), zeigt die Bibliographie bei H. W. Lang umfangreicher und die einzelnen Daten umfassender, die Jubiläumsschrift bleibt aber wegen der reichen beigegebenen Bild-Dokumentation eine gute Ergänzung. Ebenso kann zur Ergänzung der Daten über Johannes Manlius, Güssing (seit 1582) usw., auf die ebenfalls 1972 erschienene Monographie von Karl Semmelweis, Der Buchdruck auf dem Gebiete des Burgenlandes bis zu Beginn des 19. Jhs. (1582–1823), Eisenstadt, Burgenländische Forschungen, Sonderh. 4, 1972, verwiesen werden. Zu Ulrich Han, dem noch immer problematischen Wiener Erstdrucker, kann darauf verwiesen werden, daß das Städtische Museum in Wels reaktiv frühes Material in einem in Rom eingebundenen Inkunabeldruck besitzt (vgl. 14. Jahrbuch des Musealvereines Wels, S. 34 ff.). Schließlich noch ein biographischer Hinweis, der bei einer speziellen Einzeluntersuchung weiterhelfen könnte. Gregor Kürner, der Welser Erstdrucker und vierter Drucker in Linz und Salzburg, verkaufte seine Salzburger Offizin 1631 an seinen Mitarbeiter Christoph Katzenberger, dessen Gattin Anna Ursula, „geb. Somating“, Tochter eines oberösterreichischen Landschreibers war (Lang, S. 38). Man wird diesem Zusammenhang unter der Namensformung „Sumatinger“ nachgehen müssen, die in Wels nachweisbar ist: Stadtschreiber ab 1641 war Joh. Heinrich Sumatinger. Vielleicht besteht hier eine Verbindung zu dem Wege, auf dem Gregor Kürner nach Wels gekommen ist.

Kurt H o l t e r

Franz Carl L i p p, Bemalte Gläser. Volkstümliche Bildwelt auf altem Glas. Geschichte und Technik. München, Georg D. W. Callwey 1974 (Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen). 188 S., davon 104 mit 277 Schwarzweißabbildungen, 18 Farbtafeln, Leinen, DM 88,-.

Das vorzüglich gestaltete, inhaltsreiche Werk gibt einen Überblick über das in Liebhaberkreisen sehr geschätzte Sachgebiet der bemalten Gläser, indem es nach einer Geschichte der Glasbemalung, einer sachlich gegliederten Darstellung der Bildwelt, einen regional geordneten Abriss der mitteleuropäischen Entstehungsgebiete und einen Bildteil bringt, welcher die Ausführung des zweiten Abschnittes reich dokumentiert. Ein kurzer Hinweis auf die Technik, Anmerkungen, ein Glaswörterbuch, Literatur- und Sachregister sowie ausführliche, sehr gründliche Bilderläuterungen runden das Ganze ab. Durch die Wiederholung, zuerst weit umfassende Darlegungen, dann die bildliche Wiedergabe mit exakten Einzelerläuterungen, scheint uns für den wissensdurstigen Laien eine vorzügliche didaktische Einführung gegeben zu sein. Durch die Aufsammlung weithin verstreuten Materials wird das schöne Buch bleibenden Wert erhalten.

Der Verfasser ist zunächst durch die Verwaltung, Vermehrung und Bearbeitung eines sehr bedeutenden einschlägigen Bestandes im Oberösterreichischen Landesmuseum in Linz zu einer derartigen Arbeit legitimiert. Er hat diesen schon in einer vorzüglichen Spezialausstellung mit einem mehrere Hunderte von Nummern umfassenden Katalog der Öffentlichkeit präsentiert. Rund ein Viertel von den Originalen der Abbildungen dieses schönen Bandes befinden sich in den Sammlungen des soeben genannten Museums, was in klarer Weise für deren Bedeutung spricht. Aber das Abbildungsmaterial beschränkt sich nicht etwa auf eine Illustrierung dieses Kataloges von 1971, etwa ein Drittel des einschlägigen Materials in diesem Buch ist bisher unveröffentlicht gewesen. Das gilt aber nicht nur für die Linzer Bestände, sondern auch für zahlreiche weitere dieser bemalten Gläser, so daß auch der Fachmann viel Neues finden wird. Von weiteren österreichischen Beständen in Sammlungen und Museen ist Wien nur in drei, Wels in einem Beispiel, Ried mit sechs Abbildungen vertreten. Weitaus die Überzahl befinden sich in mehr als einem Dutzend von deutschen Sammlungen, die bekanntesten in Frankfurt, München und Köln –, die Sammlung Krug ist ja durch ihre vorzüglichen Publikationen vorbildlich geworden. In bestimmten Fällen geht das Material auch über diesen Bereich hinaus, Amsterdam, Genf, Zürich, Murano und Venedig, Prag und Moskau, ja in einer bestimmten Gruppe ist auch Material aus US-amerikanischen Sammlungen dargeboten.

Es kann kein Zweifel sein, daß mit wenigen dürren Worten und Zahlen der sachliche und inhaltliche Reichtum einer Publikation wie dieser, eines Buches, das nicht nur gelesen, sondern auch gesehen und betrachtet werden will, nicht angedeutet, geschweige denn ausgeschöpft werden könnte. So kann es denn nur empfohlen werden. Empfohlen in jeder der schon angedeuteten Blickrichtungen, die noch reine Sachbezüge sein mögen; empfohlen aber auch als Leistung eines oberösterreichischen Autors, dem es gegönnt war und ist, Leistungen der Volkskultur unsres Landes der Öffentlichkeit nahezubringen und diese Leistungen auch in einer weitreichenden Schau bestehen zu lassen und ihnen ohne großen Aufhebens die gebührende Anerkennung zu verschaffen.

Kurt Holter

Rudolf Zinnhobler, Die Kirchen von Uttendorf-Helpfau, mit 18 Abbildungen von Erich Widder und Heinrich Zelenka. Selbstverlag des Pfarramtes Uttendorf-Helpfau, 1974. 30 S.

In dem vorliegenden Heft werden vier Kirchen besprochen und in ihren historischen sowie kunsthistorischen Bezügen vorgestellt. Gewiß deshalb, weil die Geschichte abwechslungsreich verlief und echte Pfarrechte an diesen alten Kultstätten erst spät und nur teilweise erworben wurden, besonders interessant. Es handelt sich um die Pfarrkirche Helpfau, die Marktkirche Uttendorf, die Wallfahrtskirche St. Florian und die Schloßkirche Uttendorf, vier Kirchen mit durchaus verschiedenen religiösen und sozialen Bezügen. Literatur gibt es, wie die letzte Textseite zeigt, schon relativ viel, die offenen Fragen seitens der Geschichtsforschung scheinen einigermaßen geklärt, weniger gilt dies für kunsthistorische Belange. Anlaß zu dieser Feststellung gibt uns der Vergleich der Schwanthaler-Daten der vorliegenden Schrift mit dem Katalog der Schwanthaler-Ausstellung im Stift Reichersberg, von dem man sich ja vielfach die Lösung von offenen Fragen erwartet. Ganz geht diese Erwartung noch nicht auf. Auf der Karte der Schwanthaler-Kunststätten im Katalog der Ausstellung (S. 223) findet man zwar

Helpfau/St. Florian als solche angegeben, in der uns vorliegenden Schrift jedoch wird der Hochaltar als unter Schwanthaler-Einfluß stehend angeführt, aber mit dem Mauerkirchener Bildhauer Andreas Spindelbauer in Zusammenhang gebracht. Andererseits wird die Schmerzensmutter (Abb. S. 11) hier dem F. M. (also Franz Matthias) Schwanthaler zugeschrieben (vgl. Ausstellungs-Katalog S. 78 und S. 152 bis 155), ohne daß im Katalog der Ausstellung ein Hinweis auf die Pfarrkirche Helpfau zu finden wäre. Andererseits scheint die Ähnlichkeit dieser Abbildung mit der auf Farbtafel XII des Katalogs abgebildeten Schmerzensmutter aus der Stadtpfarrkirche Ried von Johann Peter d. Ä. Schwanthaler so groß zu sein, daß man doch wohl überprüfen müßte, ob sie nicht in den großen Kreis der zur Werkstatt dieses Meisters gehörigen Werke zu zählen ist (s. S. 158 f.). Man sieht daraus, wie groß die Aufgaben auch nach der vorbereitenden Arbeit für diese Ausstellung noch sind, um all den sich aufgrund des derzeit erreichten Forschungsstandes sich ergebenden Fragen eine Antwort zu geben. Daß gut gebildete Einzeldarstellungen hier viel Hilfe leisten können, scheint uns sicher. Außerdem gibt ein örtlicher Führer wie dieser dem interessierten Besucher dieser vier Gotteshäuser die Möglichkeit, sich rasch und eingehend zu orientieren.

Kurt H o l t e r

Rudolf Walter L i t s c h e l, Schwung und Glanz von Meisterhand. Barockplastik aus dem Schwanthalerkreis. Linz, OÖ. Landesverlag, 1974. 8 Seiten Text, 12 Farbabbildungen, kart. öS 68,—.

Noch während des Laufens der Schwanthaler-Ausstellung in Reichersberg, die sich bekanntermaßen zu einem außerordentlichen Publikumserfolg entwickelt hat, ließ der OÖ. Landesverlag von dem rührigen Presse-Referenten dieser Ausstellung das hiemit angezeigte Büchlein erscheinen. Gute Farbbilder können dazu dienen, einige der hervorragendsten Kunstwerke der Ausstellung lebhaft in Erinnerung zu halten. Es findet sich eine Plastik von Spindler, als einem Vorläufer der Künstler-Sippe, fünf Beispiele vom ersten Hauptmeister Thomas und ebenso viele von dem zweiten, Johann Peter Schwanthaler, und als letztes Beispiel, eine Plastik von dem sympathischen Johann Georg, der zum mittleren Oberösterreich die engsten Beziehungen hatte. Die knappe Einführung fußt auf den gründlich erarbeiteten Texten des Kataloges der Ausstellung.

Die Publikation mag dazu beitragen, die Bilder der wertvollen Schau in Reichersberg weiterhin in ihren Farben vor Augen zu halten, das Blau des Hintergrundes erinnert bei einzelnen Bildern an die Farbigkeit des Ausstellungsplakates. Man wird sicher gerne zu dieser sehr preiswerten Veröffentlichung greifen, besonders dann, wenn man einem der begeisterten Besucher mit einem derartigen Geschenk eine bleibende Freude machen kann.

Kurt H o l t e r

Kunstjahrbuch der Stadt Linz 1972. Herausgegeben im Verlag Anton Schroll & Co. Wien und München 1973. Schriftleitung Georg W a c h a.

Die Reihe der Kunstjahrbücher der Stadt Linz setzt aufsteigend die Reihe der Publikationen fort, die sich in zunehmendem Maße mit dem letztverflossenen Jahrhundert beschäftigen. Dies erscheint uns um so dankenswerter, als diesem Zeitraum und seinen Gestaltungen lange Zeit kaum Beachtung geschenkt worden

ist, wodurch vieles, was bei einigem Abstand als wertvolles Kulturgut bezeichnet werden müßte, unbeachtet dem Verfall und Abbruch preisgegeben wird. In diesem Jahrbuch betrifft dies vor allem den Aufsatz von Alexander Wied, Biedermeierarchitektur in Linz (S. 55–74). Die gut gebildete Studie zeigt, wie viele, zum Großteil sehr harmonische Bauten Linz aus dieser Epoche besitzt bzw. besaß, womit in vorzüglicher Weise der Aufschwung dokumentiert wird, den die Landeshauptstadt damals nahm. Obzwar nicht wenig von dem Baubestand, der hier nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten gruppiert vorgeführt wird, bereits der Spitzhacke bzw. dem Caterpillar zum Opfer gefallen ist, scheint es uns doch notwendig, aus der Kenntnis dieses Materials die Konsequenz zu ziehen, diesen wichtigen Teil von Lebens- und Wohnumwelt zu pflegen und zu bewahren. Dies um so mehr, als die Bestände in erheblichem Maße in Gruppen errichtet worden sind und ihrer Umgebung wertvolle Akzente im Stadtbild geben können. Ebenso werden die hier genannten Architektennamen in einer künftigen Baugeschichte der Stadt Aufnahme finden müssen.

Gewissermaßen zur Einstimmung in diese Vorstellungswelt, an der uns in zunehmendem Maße gelegen sein wird, sind zwei umfangreiche Aufsätze geeignet, Colin J. Bailey, die Zeichnungen Moritz von Schwind's im Linzer Stadtmuseum und Rudolf Altmüller, *Zu Leben und Werk des Malers Joseph Maria Kaiser*, welch letzterem eine Werkliste beigegeben ist. Beide dienen als Materialsammlungen für eine Epoche, deren Gestalten zwar der heutigen zeitgenössischen Kunstübung gewissermaßen diametral entgegengesetzt sind und die in ihrer Struktur geradezu zu ihrem Gegenteil herausfordern mußte, für die man aber andererseits durch den erwachsenen Abstand neue Wertungen zu setzen in der Lage ist. Unwillkürlich denkt man an die Münchner Schwantaler-Epoche, die für ein halbes Jahr innerhalb der Grenzen unseres Bundeslandes, in Reichersberg, zu sehen war.

Mit diesen drei Aufsätzen mag das Hauptgewicht dieses Bandes charakterisiert sein. Der weitere Inhalt erstreckt sich über recht verschiedene Epochen: Ein Forschungsbericht zum Stand der archäologischen Forschung im Raume Linz von Renate Kux-Jülg und Gerhard Winkler steht für die Frühzeit, die Veröffentlichung von Ulrich Kühn, *Das Eferdinger Richtschwert des Linzer Freimannes*, als typisches Beispiel einer Schwertgattung, führt uns in seiner Gestaltung in volkstümliche Bereiche, nach seinem Inhalt in das Gebiet der Rechtsgeschichte.

Volkstümliche Kunst wird auch in dem letzten zu erwähnenden Beitrag dargeboten, in welchem Detlev Hoffmann, *Spielkarten aus dem Oberinntal*, ein Beispiel für die Massenkunst des 15. Jahrhunderts, über einen Wiederfund berichtet, der in der Folge einer am Stadtmuseum in Linz vorgeführten Ausstellung gelungen ist. Zwar steht das Bildmaterial nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit Oberösterreich, die dargelegte Problematik betrifft natürlich auch das nicht geringe einschlägige Material in unserem Bundeslande. Wir möchten den mit aller Vorsicht geäußerten Meinungen des Verfassers beitreten. Denn bei aller „Kopientreue“, um die sich die vielfachen Wiederholungen meist unbekannter Vorbilder in mehr oder minder großem Maße bemühen, wird immer auch, trotz oft mangelnder Qualität, ein bestimmter „Zeitstil“ sichtbar. Unseres Erachtens kann kein Zweifel bestehen, daß dieser in den meisten Fällen, gewiß aber bei den vorgelegten Beispielen, ausgewertet werden kann. Danach scheint es uns nicht angebracht, mit der Datierung die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts bedeutend zu überschreiten. Die derzeit laufende Ausstellung über *Spielkarten in der Albertina in Wien* hat sie um 1460–1465 datiert (Katalog-Nr. 16).

Kurt H o l t e r

Otto Jungmair, Adalbert Stifter als Denkmalpfleger. Schriftenreihe des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes Oberösterreich. Herausgeber Alois Großschopf, Folge 28. Linz, OÖ. Landesverlag, 1973. 165 S., 32 Schwarzweißabbildungen, öS 248,-.

Die Denkmalpflege steht in vielfacher Hinsicht im Vordergrund des Interesses und der Diskussion. Das Jahr 1975 ist auf internationaler Basis zum Jahre des Denkmalschutzes geprägt worden. Wertung und Problematik einer „konservatorischen“ Geisteshaltung sind kaum jemals so sehr im Mittelpunkt gestanden wie heute. Daß derartige Bestrebungen seit nunmehr fünf Vierteljahrhunderten im Gange sind und daß sie in der Habsburger-Monarchie fest verwurzelt waren, mag vielleicht weniger bekannt sein. Auch von Stifters Tätigkeit in dieser Hinsicht ist schon einiges an die Öffentlichkeit gedrungen, aber vielfach mehr legendär und polemisch, wenn von irgendwelchen Denkmalen die Rede ist, an deren Restaurierung er beteiligt gewesen sei.

So ist es überaus erfreulich, daß gewissermaßen am Vorabend der großen Ereignisse des Jahres des Denkmalschutzes ein Band erscheint, der sich bemüht, das Wirken Adalbert Stifters in seiner Eigenschaft als „Landeskonservator“ präzise darzustellen. Die Voraussetzungen dazu sind keineswegs günstig. Zwar hat man, wie gesagt, seit fünf Vierteljahrhunderten von Amts wegen gearbeitet, aber man hat auch sehr viel skartiert und immer wieder findet man in dem vorliegenden Buche, daß die ehemals vorhandenen Akten nicht mehr greifbar sind. Zweifellos haben die betreffenden Verantwortlichen zu ihrer Zeit entweder von Adalbert Stifter nie etwas gehört, oder sie hatten keine Ahnung, daß diese ausgeschiedenen Altpapiere noch jemals zu Ehren kommen könnten.

Dennoch ist so viel Material vorhanden, daß es dem Verfasser möglich war, zu so wichtigen und allgemein interessierenden Problemen Stellung zu nehmen, wie es die Fragen der Restaurierung des Flügelaltars von St. Wolfgang oder von Kefermarkt heute sind. Über diese beiden z. B., aber auch viele andere heute interessierenden Fragen, wie die Ausgrabungen aus der Römerzeit, etwa in Lorch oder in Pichlwang, über Arbeiten und Umgestaltungen in den Stadtpfarrkirchen von Steyr und Wels und viele andere Probleme die alle heute noch große Aktualität besitzen, wird man das nachweisbare Material ausgebreitet finden. Nicht immer mit allen notwendigen genauen Hinweisen, so daß man, wenn man einem der vielen Probleme nachgehen will, sich erst recht wieder auf die Suche nach den Quellen und Aufbewahrungsorten machen muß. Hier geht die Bitte an den Verlag, bei derartigen Büchern, die doch umfangreiche Dokumentationen ersetzen sollen oder enthalten, im Lektorat besondere Akribie walten zu lassen. Ebenso scheint es uns bei einem wissenschaftlichen Buch dieses Ranges ein wirklicher Mangel, wenn man keinen Namensindex vorfindet. Dies um so mehr, als der Inhalt vielfach springt. Denn Stifters konservatorische Tätigkeit ist im wesentlichen chronologisch dargestellt, wobei sich die notwendigen Stellungnahmen und Veranlassungen oftmals über größere Zeiträume und mehrere Jahre erstreckten.

Die Bildunterschriften stammen sichtlich nicht vom Verfasser. Denn S. 140 lehnt er jeden Anteil Stifters am neugotischen Mariendom in Linz kategorisch ab („Diese Behauptung ist vollkommen aus der Luft gegriffen“), zu Abb. 32 (gegenüber S. 129) heißt es aber: A. S. lieferte für die Ausgestaltung des Gotteshauses zahlreiche Ideen und Pläne, die auch verwirklicht wurden.

Das Buch steckt voll interessanter, unerwarteter Details. Wer wußte schon von dem Ausmaß von Stifters Tätigkeit als Möbelrestaurator? – die Bauernmöbelmaler

von heute haben einen neuen Schutzpatron erhalten! Nicht uninteressant ist auch der Widerstand, den seine Tätigkeit seitens des Baudirektors Baumgartner gefunden hatte.

Wie Jungmair an einigen wichtigen Beispielen darlegt, steht Stifters Tätigkeit in manchen Punkten keineswegs unangefochten da. Daß sich der Verfasser weitgehend mit Stifters Auffassung identifiziert, scheint uns nur zu verständlich. Wir möchten diese Bemerkung mit dem Ausdruck des Dankes an den jüngst verstorbenen Stifter-Forscher verbinden, daß er uns dieses Buch geschenkt hat. Es ist im Augenblick wirklich eine Notwendigkeit und kein Kunstfreund sollte daran vorübergehen. Für den Fachmann ist seine Kenntnis ohnedies eine Selbstverständlichkeit. Der Reichtum des vereinigen Materials und die Vielfalt der gebotenen kultur- und geistesgeschichtlichen Ausführungen können gar nicht genug gewürdigt werden. Man wird auch nicht fehlgehen, wenn man das Buch als eine Art Jubiläumsgeschenk auffaßt, die der Autor zu seinem Achtziger sich und uns geschenkt hat.

Kurt Holter

A. L u t z, Malerei und Graphik. 8 Seiten Text von Otto W u t z e l, 20 Farb- und 10 Schwarzweißtafeln, 35 x 50 cm. Linz, OO. Landesverlag, 1974. öS 480,-.

Die großformatige Kunstmappe ist zum 80. Geburtstag des Künstlers Anton Lutz herausgekommen, der als einer der Senioren der oberösterreichischen Künstlerschaft und als eine der sympathischsten Künstlerpersönlichkeiten in deren Kreis allseits anerkannt ist. Otto Wutzel, der schon zum Siebziger eine Monographie über den Künstler verfaßt hat, widmet ihm auf einem achtseitigen Textbogen eine knappe Würdigung und gibt eine Kurzbiographie mit den wesentlichen Lebensdaten und der langen Liste der Ausstellungen, bei denen Lutz sein Publikum finden konnte. Aus dem Innviertel gebürtig, im Münchener Kunstkreis nach Selbststudium herangereift, kann Anton Lutz in den Kreis der Spätimpressionisten einbezogen werden, deren künstlerische Heimat in den Jahren vor und um den ersten Weltkrieg liegt. Daß sie damals in München und nicht in Wien zu finden ist, scheint uns für die kulturelle Situation der Spätzeit der Habsburger-Monarchie in Oberösterreich durchaus kennzeichnend. Anton Lutz ist damit nicht nur weithin anerkannter Maler geworden, er verkörpert auch in seiner Person ein Stück Kulturgeschichte unseres Landes.

Die neue, vorliegende sorgfältig gearbeitete Kunstmappe mit zwei Dritteln Farb- und einem Drittel Schwarzweißreproduktionen gibt im gleichen Verhältnis Ölbilder und Zeichnungen wider. Lutz ist recht eigentlich ein Maler, ein Könner der Farbe. Die Betrachtungsweise, wie sie zum Verständnis dieser Bilder notwendig ist, kommt auch in seiner Malweise zum Ausdruck, die in einigen präzise ausgewählten Bildern aus seinem Leben angedeutet ist. Der gewisse, notwendige Abstand ist eine Ingerenz des Malstils, den er vertritt. Die Auswahl ist aus den letzten zehn Jahren getroffen, nur wenige, als Marksteine der Entwicklung aber sehr wichtige Beispiele leiten zu den vorausgehenden fünf Dezennien künstlerischer Tätigkeit über. Neu ist die Hervorhebung der Zeichnung, vor allem in Tusche, die hier wiedergegebenen stammen alle aus den letzten beiden Jahren. Wir lernen damit den Meister von einer neuen Seite kennen, seine festgeprägte Ausdrucksweise öffnet sich nach einer neuen Richtung. Da Text und Reproduktion über jeder Kritik stehen und von den alten Freunden des Künstlers ebenso gerne zur Kennt-

nis genommen werden können, wie sie neue Freunde gewinnen mögen, darf dem Bande eine freundliche Aufnahme gewiß sein. Wir wollen dem Verlag danken, der die vornehmste Art einer Geburtstags-Präsentation gewählt hat, um so mehr, als er im Textautor einen langjährigen Freund und in gewisser Hinsicht auch Schüler des Meisters hat gewinnen können.

Kurt Holter

Harald Uhl, *Handwerk und Zünfte in Eferding. Materialien zum grundherrschaftlichen Zunfttypus*. Österreichische Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, Kommission für die Savigny-Stiftung. *Fontes rerum Austriacarum*. Dritte Abteilung *Fontes iuris* III. Band. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1973, 159 S.

Gestützt auf das Buch von Otto Wutzel „Die Rechtsquellen der Stadt Eferding“ und dessen Innsbrucker Dissertation „Bevölkerung, Recht und Verfassung der Stadt Eferding in Oberösterreich vom 12. bis in das 16. Jahrhundert“ ist es dem Verfasser sicher nicht schwergefallen, zunächst einleitend einen Überblick über die Entwicklung und Geschichte dieser Stadt zu geben. Im zweiten Teil des Buches wird das Handwerk und seine Rechtsformen aufgrund der vorhandenen Handwerksordnungen großteils in seiner neuzeitlichen Entwicklung dargestellt, wobei die Rechte der Meister, Lehrlinge und Gesellen sowie die Organisationsformen und Funktionen, das Verhältnis von Stadt- und Landhandwerk sowie die Fragen von Bannmeile und Fürkauf in einzelnen Kapiteln gesondert untersucht werden. Abschließend wird das Eferdinger Zunftrecht im Rahmen der Wirtschafts- und Rechtsgeschichte allgemein beleuchtet, wobei es als Musterbeispiel für den grundherrschaftlichen Zunfttypus in Österreich hingestellt wird. Obwohl im Rahmen der Rechtsquellen erschienen, handelt es sich hierbei nicht um eine Edition im engeren Sinne, sondern um eine auswertende und kompilierende Studie. Dem Verfasser gelingt eine Korrektur des häufig als starr und unbeweglich charakterisierten Erscheinungsbildes der Zünfte, das durch eine flexible Anpassung des Zunftrechtes an die wirtschaftlichen Erfordernisse durch mehrere Jahrhunderte der Neuzeit hindurch in praktikablen Kompromißformen erzielt wurde. Die grundherrschaftliche Ausweitung des Zunftrechtes stand in grundsätzlichem Widerspruch zu Zunftzwang und Bannmeile. Was der Handwerksverband an Exklusivität des Zunftzwangs verlor, gewann er jedoch nicht nur an numerischer Mitgliederzahl und räumlicher Ausdehnung, sondern auch an Elastizität in der Nachwuchs- und Arbeitskräfterekrutierung und einen breiteren Spielraum von Quantität und Qualität der Produktion. Auf diese Weise wurde der grundherrliche Zunfttypus zu einem Prototyp der Rechtsordnung wirtschaftlicher Regionen und schuf erste, notwendigerweise unvollkommene Ansätze größerer Räume, eine Aufgabe, die seit dem 19. Jahrhundert im Mittelpunkt wirtschaftspolitischen Handelns des modernen Staates stand.

In dieser Hinsicht bietet das Buch einen historischen Beitrag zur Funktion von Wirtschaftsordnung und -recht und zeigt, wie im Rahmen der Zunftorganisation die Interessen der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen innerhalb einer Wirtschafts- und Rechtsgemeinschaft gewahrt werden konnten.

Gustav Otruba

Beiträge zur Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Österreichs. Nebst einem Überblick über die Entwicklung der Bevölkerungs- und Sozialstatistik. Im Auftrag des Österreichischen Statistischen Zentralamtes herausgegeben von Heimold Helczmanovsk i. Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1973, 448 S., 72 Tabellen, 28 Abbildungen und 5 Karten, öS 380,-.

Anlässlich der im Jahre 1973 in Wien stattfindenden 39. Session des Internationalen Statistischen Instituts wurde das vorliegende Sammelwerk herausgegeben, das sowohl nützliche Informationen über Teilaspekte der Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Österreichs liefern will als auch Zeugnis ablegt von der auf diesem Gebiet tätigen Forschung, ihren Methoden, Auffassungen und Zielsetzungen. Das Werk gliedert sich in vier Abschnitte mit 13 Beiträgen. Der erste Teil „Grundsätzliches und Historisches zur Theorie und Methodik“ bringt einen Beitrag vom Doyen der österreichischen Statistik, Wilhelm Winkler, über „Statistik in der Welt – Statistik in Österreich“. Der Geograph Hans Bobek untersucht deren Beitrag zur Bevölkerungs- und Sozialforschung des Landes, während der Wirtschaftshistoriker Alfred Hoffmann den Beziehungen „Geschichte und Statistik“ und der Soziologe Leopold Rosenmayr den Vorläufern und Pionieren einer Zusammenarbeit zwischen Statistik und Soziologie in Österreich nachgehen. Der zweite Teil ist der „Entwicklung der Bevölkerung und der Sozialstruktur in Österreich“ gewidmet. Kurt Klein untersucht die Bevölkerung Österreichs vom Beginn des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts (mit einem Abriss der Bevölkerungsentwicklung von 1754 bis 1869), wobei man für Oberösterreich einen eigenen Abschnitt findet. Die Fortsetzung der Bevölkerungsentwicklung Österreichs in den letzten hundert Jahren nach den wichtigsten demographischen Komponenten unternimmt der Herausgeber selbst, wobei im großen und ganzen allerdings nur bei der Bevölkerungsentwicklung die einzelnen Bundesländer gesondert aufscheinen. Anhand zweier Salzburger Pfarren und unter Berücksichtigung niederösterreichischen Vergleichsmaterials trifft Michael Mitterauer grundlegende Feststellungen zur Familienstruktur in ländlichen Gebieten Österreichs im 17. Jahrhundert. Unter anderem widmet er sich der Definition „Familie“ unter Berücksichtigung der Hausgemeinschaften und deren Zusammensetzung, insbesondere dem Problem der kinderreichen Großfamilie und der Mehrgenerationenfamilie sowie der eingeschränkten Heiratsmöglichkeit und der Stellung der Inwohner. Der dritte Teil des Buches behandelt die „Entwicklung der Bevölkerungs- und Sozialstatistik“ in Österreich, wobei Christel Durdik die Anfänge im 18. Jahrhundert bis zur Neugestaltung des Volkszählungswesens seit 1857 untersucht und Johannes Ladstätter den Wandel der Erhebungs- und Aufarbeitungsziele der Volkszählungen seither bis 1971. Wenn auch in diesen beiden Aufsätzen unmittelbar für die oberösterreichische Landeskunde keine Daten zu finden sind, so stellen sie eine wichtige Voraussetzung jeglicher historisch-statistischer Forschung dar, weil sie das methodische Rüstzeug für jedwede kritische Auswertung vermitteln. Im vierten Teil sind sozialhistorische und sozialgeographische Monographien aus Österreich vereinigt. Elisabeth Lichtenberger bringt unter dem Titel „Von der mittelalterlichen Bürgerstadt zur City“ eine sozialstatistische Querschnittsanalyse am Wiener Beispiel, die vom Mittelalter bis zur Volkszählung von 1961 reicht. Am Beispiel der Städte Krems und Stein verfolgt Eduard Kunze die Wandlungen der sozialökologischen Struktur seit 1750 bis zur modernen Industriegesellschaft. Erste Resultate einer demographischen Studie bietet Jean-Paul Lehnert in seinem Beitrag „Die Pfarre Stockerau im 17. und 18. Jahrhun-

dert“, der ausschließlich Pfarregister quantitativ bearbeitet. Unter dem Titel „Der Umbruch des generativen Verhaltens in einem Bergbauerngebiet“ versucht Klaus Arnold in einer historisch-demographischen Fallstudie, die Problematik des stagnierenden Agrarraumes im Stadtumland von Klagenfurt, der östlichen Sattnitz, darzustellen.

Wer das Gesamtwerk zu würdigen sich gezwungen sieht, kann einerseits feststellen, daß es sich hier zweifellos um einen interessanten Beitrag zu einem in Österreich bisher wenig gepflegten Forschungsgebiet handelt. Auf der anderen Seite trägt dieses Sammelwerk aber doch stark den Charakter des Zufälligen, einer willkürlichen Sammlung von Aufsätzen zu einem Generalthema, das in einen Torso zusammenhangloser Mosaiksteinchen mündet. Sehr zu bedauern ist auch das Fehlen von Registern.

Gustav O t r u b a

Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Band I: Die wirtschaftliche Entwicklung, herausgegeben von Alois Brusatti. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1973, 666 S., öS 690,-.

Das Werk ist dem Andenken von Hugo Hantsch gewidmet, der seinem Entstehen die letzten zwanzig Jahre seines Lebens gewidmet hat. In diesem hoffte er eine Erfüllung seines Wirkens für eine gerechtere Beurteilung des habsburgischen Vielvölkerreiches bestätigt zu sehen. Es sollte ein Sammelwerk der bedeutenden Vertreter internationaler Geschichtswissenschaft werden, wobei insbesondere auch die in den östlichen und südöstlichen Nachfolgestaaten Lebenden zur Mitarbeit eingeladen wurden. Leider hat sich im Laufe der Jahre gezeigt, daß die letztgenannte Hoffnung sich nur in sehr bescheidenem Umfang verwirklichen ließ. Leider ist auch der vorliegende Band durch den Umstand, daß einige zur Mitarbeit eingeladene Wissenschaftler ihre Zusage nicht aufrechterhalten konnten, in Mitleidenschaft gezogen worden.

Das Gesamtwerk umfaßt 14 Kapitel von 15 Autoren. Einleitend untersucht Nachum Th. Gross (Jerusalem) die „Stellung der Habsburgermonarchie in der Weltwirtschaft“, wobei er insbesondere die Wachstumsmuster der Habsburgermonarchie im internationalen Vergleich darstellt. Herbert Matis (Wien) zeichnet die „Leitlinien der österreichischen Wirtschaftspolitik“ vom Neoabsolutismus bis zur Kriegswirtschaft des Ersten Weltkrieges. „Die österreichische Finanzpolitik“ schildert Josef W y s o c k i (Hohenheim), wobei er den Trägern von Staat, Ländern und Gemeinden ein eigenes Kapitel widmet. Ein Kernstück des Buches bildet der Beitrag „Österreichs industrielle Entwicklung“ von Herbert Matis und Karl B a c h i n g e r (Wien), der sich in drei Abschnitte (Industrielles Wachstum und Industrialisierungsprozeß, Grundzüge der sektoralen Entwicklung und Ausbildung der industriellen Regionalstruktur) gliedert. Hier finden sich auch einige wenige Hinweise auf Oberösterreich. Einer der kürzesten aber auch originellsten Beiträge ist jener von Richard L. R u d o l p h s (Minneapolis) „Quantitative Aspekte der Industrialisierung in Cisleithanien“, der den Index der österreichischen Industrieproduktion bis 1880 und jenen der Bergbau- und Textilproduktion sogar bis 1851 zurückverfolgt. Josef M e n t s c h l (Wien) versucht eine Analyse des österreichischen Unternehmertums. Die Geschichte des Verkehrswesens schreibt Karl B a c h i n g e r (Wien). „Währung und Banken in Cisleithanien“ behandeln Eduard M ä r z und Karl S o c h e r (Wien). Ferdinand T r e m e l (Graz) berichtet über den „Binnenhandel und seine Organisation“ sowie den Fremdenverkehr, wobei er ein eigenes Kapitel dem Handel zwischen den beiden Reichshälften widmet. Die „Landwirtschaftliche Entwicklung“ untersucht Karl D i n k l a g e

(Klagenfurt), wobei er Ungarn nur etwas am Rande mitberücksichtigt. „Ungarns wirtschaftliche Entwicklung von 1849–1918“ stellen Iván T. Berend und György Ránki (Budapest) auf knappen 60 Seiten dar, wobei auch hier die Landwirtschaft nur ganz kurz wegkommt. Dafür standen Kurt Wessely (Wien), der die „Wirtschaftliche Entwicklung von Bosnien-Herzegowina“ beschreibt, 34 Seiten zur Verfügung. Akos Paulinyi (Marburg an der Lahn) analysiert die sogenannte „Gemeinsame Wirtschaftspolitik in Österreich-Ungarn“. Zum Abschluß bringt in einem Anhang der Herausgeber Alois Brusatti einen „Überblick zur Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften und der Wirtschaftsgeschichte“ seit dem Erbe des Kameralismus unter besonderer Berücksichtigung der Beiträge österreichischer Forscher. Hervorzuheben ist die reiche Ausstattung des Werkes mit Tabellen, Diagrammen und Karten. Das umfangreiche Material wird durch Namens-, Orts- und Sachregister erschlossen.

Wenn man die großen Schwierigkeiten kennt, die bei Entstehung dieses Werkes zu überwinden waren, fällt es einem schwer, ein gerechtes Urteil über die Gesamtleistung zu fällen. Der Herausgeber sagt einleitend: „Der vorliegende Band spiegelt die Situation der gegenwärtigen wirtschaftshistorischen Forschung zum Thema wider.“ Dies kann der Rezensent leider nur bestätigen. Die besten Teile des Werkes sind Zusammenfassungen bzw. Auszüge von Forschungen, die bereits veröffentlicht vorlagen. Aus mehreren Bereichen, wo Teiluntersuchungen erforderlich gewesen wären, liegen diese überhaupt nicht oder nur in sehr provisorischer Form vor. Ein Hauptmangel des Buches liegt meines Erachtens darin, daß es bereits in der Gesamtkonzeption weitgehend auf das bereits Vorliegende Rücksicht nahm. Cis- und Transleithanien wurden allein vom Umfang her ungleichmäßig behandelt. Entscheidend bleibt die Frage, ob es möglich ist, Cisleithanien wirtschaftlich als ein Ganzes aufzufassen? Dürfen nicht Böhmen und Mähren, Galizien, aber auch Triest eine ähnliche Sonderstellung für sich in Anspruch nehmen wie z. B. Bosnien-Herzegowina? Sicherlich hätte auch Kroatien im ungarischen Staatsverband ebenfalls eine Sonderbehandlung verdient. Vom Standpunkt der oberösterreichischen Landeskunde findet man zwar einige spärliche Hinweise zur Entwicklung von Linz, Steyr und Wels usw., doch nichts von größerer Bedeutung. Dennoch ist nicht zu bezweifeln, daß hier ein Standardwerk zur neueren Wirtschaftsgeschichte Österreichs vorliegt, das eine Lücke ausfüllt.

Gustav Otruba

Josef Honeder, Johann Nepomuk Hauser. Landeshauptmann von Oberösterreich. Oberösterreichischer Landesverlag, Linz 1973. 140 Seiten, 24 Abbildungen.

Die Biographie ist dreiteilig aufgebaut. Im ersten Abschnitt zeichnet der Autor unter dem Titel „Hausers Weg zur Politik“ den Lebensablauf Hausers bis zur Wahl zum Landeshauptmann von Oberösterreich. Am 24. März 1866 in Kopfing geboren, war Hauser von 1877 bis 1885 Student am Freinberg und studierte anschließend bis 1889 Theologie in Linz. Schon damals trat neben seiner Neigung zur Belletristik das wache Interesse für Politik hervor. Nach Kaplanjahren in Gafrenz und Wels konnte Hauser mit bischöflicher Erlaubnis 1891 den Posten eines Sekretärs im oberösterreichischen Volkskredit antreten. Volkskredit, Volksverein und Preßverein trugen damals die konservative politische Organisation des Landes Oberösterreich. Dort brachte es Hauser bald zu einer führenden Position und wurde 1899 Landtagsabgeordneter. Als solcher trat er besonders für den Bauernstand und das Kleingewerbe ein. Hier zeigte sich seine rednerische Begabung und Menschenführung.

Das zweite Kapitel behandelt „Hausers Wirken in Oberösterreich“ als Landeshauptmann von 1908 bis 1927. Honeder zeigt hier sehr gut die Rolle Hausers in den Jahren des Ersten Weltkrieges und seine Haltung beim Übergang zur Republik. Das manchmal gespannte Verhältnis zu den Linzer Bischöfen resultierte nicht nur aus der Spitzenstellung der beiden Kleriker Bischof und Landeshauptmann, sondern auch aus verschiedenen politischen Ansichten, nicht zuletzt in der Frage der Staatsform nach 1918.

Das dritte und letzte Kapitel macht bekannt mit Hausers Einfluß auf die hohe Politik. Der Autor versteht darunter Hausers Tätigkeit in Wien in den letzten Jahren der Monarchie und am Beginn der Republik, die er von Anfang an bejahte. Wie sehr sich Hauser auch in der Bundespolitik engagierte, die Hauptwirksamkeit lag jedoch in der Landespolitik. Die Person Hausers kommt in der Arbeit sehr gut heraus. Weniger plastisch erscheinen die anderen bedeutenden Persönlichkeiten an der Seite Hausers. Ein Dokumentenanhang, ausführliche Anmerkungen und das Register vervollständigen den Band. Das Inhaltsverzeichnis am Schluß hätte in einer besseren Drucktype erscheinen können. Das Erscheinungsjahr fehlt. Man muß dem Autor für das Buch danken, weil damit eine verdienstvolle Persönlichkeit der neuen österreichischen Geschichte in den Blickpunkt gerückt wird.

Karl Rehberger

Harry Slapincka, Von Hauser bis Eigruber. Eine Zeitgeschichte Oberösterreichs. Band I. (Vom Ende des Ersten Weltkrieges bis zum Tode von Landeshauptmann Hauser im Jahre 1927). Beiträge zur Zeitgeschichte Oberösterreichs 1. Herausgegeben vom Oberösterreichischen Landesarchiv. OÖ. Landesverlag, Linz 1974, 248 S., 32 Abbildungen.

Dem Verfasser steht als Leiter der Abteilung Zeitgeschichte und Dokumentation am Oberösterreichischen Landesarchiv reiches Quellenmaterial zur Zeitgeschichte zur Verfügung. Er will in erster Linie eine Darstellung der politischen Tendenzen und Tatsachen, vor allem der Aktionen von Landtag und Landesregierung sowie der sonstigen politischen Faktoren von entscheidender Bedeutung in Oberösterreich geben. In seiner Darstellung klammert er die Geschichte der politischen Parteien sowie die Bereiche der Kulturgeschichte mit Absicht aus und widmet nur den Grundzügen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte als Ergänzung des politischen Geschehens das notwendige Augenmerk. Die Gliederung des Buches erfolgte weder rein zeitlich noch rein fachlich, obgleich den sachlichen Gesichtspunkten der Vorrang eingeräumt wurde. Eine im Anhang beigegebene Zeittafel soll es dem Leser ermöglichen, die chronologischen Zusammenhänge in stichwortartiger Form dennoch deutlich zu überblicken. Die journalistische Herkunft des Autors verrät sich in den zügigen Schlagzeilen der Kapitelüberschriften, wobei der wissenschaftliche Apparat des Buches deutlich die Arbeit des Fachmannes erkennen läßt. Bezüge zur Bundespolitik wurden nur dort berücksichtigt, wo sie für Oberösterreich wichtig oder mit maßgeblichen Persönlichkeiten des Landes in Zusammenhang standen. Die bewußte Beschränkung auf die Landesprobleme ermöglichte im Detail wertvolle Ergänzungen und Illustrationen zur großen Politik. Oberösterreich war ein Land der Kontinuität und nicht der Revolutionen. Die politische „Arbeitsgemeinschaft“ von Christlichsozialen, Großdeutschen und Sozialdemokraten funktionierte hier die ersten 16 Jahre des Wiederaufbaues als eine solide Basis. Dennoch gab es auch hier in den Industriezentren Soldaten- und Arbeiterräte, die Rivalität zwischen Volkswehr und Gendarmerie, blutige Auseinandersetzungen in Steyr und mehrfach Standrecht in Linz sowie mächtige Rätegruppen. Die überragende Persönlichkeit

jener Jahre war der Landeshauptmann Prälat Hauser, dessen Ära keineswegs mit seinem Tod im Jahre 1927 endete. Das Buch wurde sorgfältig und originell illustriert. Es ist zu hoffen, daß seine Fortsetzung, die bis zum Jahre 1938 reichen soll, in Kürze erscheint. Man kann Oberösterreich dann als erstem Bundesland wohl zu seiner Zeitgeschichte gratulieren, die auch einen internationalen Vergleich nicht zu scheuen braucht.

Gustav O t r u b a

Rudolf Walter L i t s c h e l, 1934 – das Jahr der Irrungen. OÖ. Landesverlag, Linz 1974, 123 S., 48 Abbildungen, mehrere Kartenskizzen.

Rudolf Walter Litschel hat sein Buch zunächst auf 120 Interviews mit Frauen und Männern gründen wollen, die an den traurigen Ereignissen im Februar und Juli 1934 in Oberösterreich selbst beteiligt waren. Unter seinen Informatoren befanden sich Männer wie der Landeshauptmannstellvertreter Ludwig Bernaschek oder der die Gegenseite vertretende Landesrat Ernst Hirsch. So viele Personen er auch befragte, er erhielt fast ebenso viele verschiedene Darstellungen, die vielfach an Kleinigkeiten hingen und, von persönlichen Emotionen bestimmt, die wirklichen Zusammenhänge in den Hintergrund drängten. Letztlich entschloß er sich, auf Urkunden, Dokumente und Meldungen in der zeitgenössischen Presse zurückzugreifen und glaubt dadurch, der Wahrheit wesentlich näher gekommen zu sein. Die Studie wurde weitgehend vom wehrhistorischen Interesse sine ira et studio geschrieben und will die Jugend warnen, ähnliches zu unternehmen wie ihre Väter und Großväter, „denn Gräber wiegen schwerer als der glanzvollste Sieg einer Ideologie“.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Im ersten schildert Prof. Walter Pollak „Den Anfang vom Ende“. Er versucht die Tragödie des Jahres 1934, in dem die Bürgerkriegssituation in Österreich ihren Höhepunkt erreichte, aus dem Geschehen der Bundespolitik in vollem Ausmaß begreiflich zu machen. Dabei vermeidet er weitgehend jede Wertung bei Darstellung der Ereignisse. R. W. Litschel schließt daran eine Schilderung des Aufbruchs im Hausruck und der Aktionen im Salzkammergut im Februar 1934 an. Ihm ging es dabei vor allem um eine ins Detail gehende Darstellung der militärischen Ereignisse, wobei er den Aussagen von Schutzbündlern und Heimatschützern gleichermaßen Glaubwürdigkeit beimißt. Die letzten 17 Seiten des Buches sind dem Juliputsch 1934 in Oberösterreich gewidmet, wobei die Kämpfe um den Pyhrnpaß im Mittelpunkt des Geschehens standen. Aus den eher spärlich zu bezeichnenden Literaturhinweisen gewinnt man den Eindruck, daß die Informationsfülle des Buches doch großteils auf die eingangs erwähnten Interviews zurückgeführt werden kann. Um so bedauerlicher erscheint es für die Forschung, daß Quellenhinweise für die Befragten leider nur aus dem Personenregister – soweit sie im Text namentlich genannt wurden – erschlossen werden können. Die Gefechtsskizzen wurden der offiziellen Darstellung des Bundesheeres entnommen. Sehr illustrativ ist die Bebilderung, die vielfach unbekanntes Material erschließt. Dennoch erscheint mir der Buchtitel „Jahr der Irrungen“ aufgrund der primär wehrgeschichtlichen Ereignisschilderung, die sich häufig im Detail verliert, wenig berechtigt, um so mehr die tiefere Problematik kaum angedeutet wurde. Wenn R. W. Litschel schreibt, daß das Jahr der Irrungen deswegen diese Bezeichnung verdient, weil sich viele irrten, die – bewaffnet oder unbewaffnet – Stellung bezogen, und daß die Beteiligten die seinerzeitigen Verhältnisse heute nur aus persönlicher Sicht jeweils zu interpretieren vermögen, so erscheint eine solche Zielsetzung dem Historiker doch etwas dürftig.

Gustav O t r u b a

Wörterbuch der Deutschen Volkskunde. Begründet von Oswald A. Erich und Richard Beitzl. Dritte Auflage, neu bearbeitet von Richard Beitzl unter Mitarbeit von Klaus Beitzl, 41 Abbildungen und 18 Karten, Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1974.

An einem geschichtlichen Wendepunkt, an dem die Weichen der politischen Entwicklung von der Nationalstaatlichkeit des 19. und 20. Jahrhunderts auf kontinentale Zusammenschlüsse und weltumspannende Vereinigungen gestellt sind, sieht sich die „Wissenschaft vom Volke“ immer wieder gezwungen, ihren Standort neu zu überdenken. Es war sicher sinnvoll, der (3.) Neuauflage des Wörterbuches der Deutschen Volkskunde ein aktuelles Wort des damaligen Bundeskanzlers Willy Brandt voranzustellen, nämlich, daß die Deutschen, gleichwohl, ob sie sich nun als Vaterland, Heimat oder Nation fühlen, sich immer noch (1970) „als ein Volk“ verstehen.

Nun denn, das vorangestellte Motto wollte der aus Schruns im Montafon gebürtige, aber in der Bundesrepublik (Berlin) wirkende Richard Beitzl, der verdiente Herausgeber dieser dritten Auflage, sicher nicht zuletzt auf den Raum bezogen wissen, in dem der Begriff einer Deutschen Volkskunde, unabhängig von staatlichen Grenzen Anwendung finden kann, d. h. auf den gesamten Raum deutscher Sprache.

Auf 1005 Seiten und doppelt soviel Spalten sind alle wesentlichen Begriffe erläutert, von „Alpha und Omega“ bis „Zwölften“. Schon die Redaktion der zweiten Auflage (erste 1936, zweite 1955) hatte eine wesentliche Erweiterung und neue Akzentsetzungen erforderlich gemacht. Sie stand im Zeichen guter Zuversicht auf eine Fortsetzung der Traditionen, die von den Gebrüdern Grimm, von W. H. Riehl und führenden Gelehrten vor Beginn des zweiten Weltkrieges, die in Österreich durch Namen wie Viktor v. Geramb und Michael und Arthur Haberlandt gekennzeichnet sind, eingeleitet und befolgt wurden. Aber schon am Ende der fünfziger und zu Beginn der sechziger Jahre setzten sowohl zentral (zum Begriff der Volkskunde überhaupt) als in den Teilgebieten (dem seit damals so benannten „Kanon“) jene In-Frage-Stellungen ein, die zuletzt zu einer Preisgabe des Faches als solchem auszuarten drohten.

Die dritte Auflage, im Dezember 1973 abgeschlossen, hatte es nicht leicht, dem im Fieber der Ideologismus-Krankheit rechter und linker Observanz noch immer bebenden Corpus des Faches den ruhenden Beziehungspol geklärt, wenn schon nicht abgeklärter Begriffsbestimmungen zu geben, die letztlich jene gemeinsame Sprache ermöglichen, die ein geistesgeschichtliches Fach, seine Lehrer, Studierenden und auch nur gelegentlich daran Teilnehmenden (lies: Benützer des Wörterbuches) so nötig haben. Richard Beitzl zählt einige der neuen Stichwörter auf, die zugleich andeuten mögen, wie weitgespannt der Umfang der Volkskunde ist. Ich greife heraus: Adventisten, Homöopathie, Konnersreuth, Krimi, Schallplatten, Minigolf, Skat, Nippsache, dann Agrarwissenschaft, Parapsychologie, Demoskopie, Folklore, Funktion, Innovation; Arbeiter, Industrie, Technische Welt, Zivilisation, Vertriebene, Film, Rundfunk, Fernsehen. Diese Stichwörter wurden mit vielen anderen neu in Beziehung zu Volksleben und Volkskultur gesetzt und begrifflich in das „Wörterbuch“ eingeführt, was nicht heißen soll, daß nicht schon in der ersten und zweiten Auflage Stichwörter zur technischen Welt (wie Automobil, Eisenbahn, Sport usw.) enthalten waren. Auch ein so ungeheures Unternehmen – es umfaßt ca. 10 000 Stichwörter – kann bei aller Fülle unmöglich vollständig und natürlich auch nicht frei von Fehlern sein. Der Neu-

zuwachs volkskundlichen Wissens kann nicht einmal von Bibliographen, die hauptamtlich mit dem Einlauf der Neuerscheinungen zu tun haben, bewältigt werden. Die Registratur des Neuen allein kann schon zur Lebensaufgabe werden. Es ist dem Sohne und Mitarbeiter des Herausgebers, Klaus Beitzl, Wiss. Rat am Österr. Volkskundemuseum in Wien, zu danken, ein Optimum der Verarbeitung dieser „Nova“ gewährleistet zu haben. Man wird es ihm daher bei der Fülle des Positiven nachsehen, daß z. B. auch relevante Arbeiten zur österr. Volkskunde, die im Österr. Volkskundeatlas ihren Niederschlag gefunden haben, nicht berücksichtigt wurden.

Die subjektive Stellungnahme des Herausgebers Richard Beitzl, der selbst schon als Mitbegründer des seinerzeitigen Deutschen Volkskunde-Atlas, als Autor einer „Deutschen Volkskunde“ (1935) und überlebenden Herausgeber des ersten Wörterbuches der Volkskunde zu den Vatergestalten des Faches zu zählen ist und den wir auch als einen einfühlsamen Verfasser epischer Werke, die in seiner Heimat, dem Montafon, angesiedelt sind, schätzen, berührt eher sympathisch. Ein Mensch, nicht ein computerhafter „Lexikograph“ steht hinter den Aussagen des Wörterbuches und er deckt sie voll teilnehmend mit seiner Persönlichkeit. In die Zukunft blickend, stellt Richard Beitzl zum Gegenstand „Volkskunde“ fest:

„In unseren Tagen ist ein Zweifel wie dieser verständlich: „Mir scheint, daß es immer vergeblicher wird, die Größe „Volk“ in einer sich entnationalisierenden Welt auch nur annähernd zu bestimmen und daß sich damit ganz folgerichtig die Wissenschaft der Volkskunde in einen umfassenderen gesellschaftlichen Bereich hineinzuintegrieren habe“. Da fragen wir: „Als was? Als Deutsche Volkskunde? Die Umarmung der Soziologie internationalen Zuschnitts wird tödlich sein. Die Gestalt eines „deutschen Volkes“ wird wieder hervortreten, wenn sich die trübe Welle fragwürdiger „Reeducation“ durch New Yorker Journalisten in Offiziersuniform endgültig verlaufen hat. Das Europa der Zukunft soll ein sinnvolles Neben- und Miteinander aller Stämme, Sprachen und Kulturen sein, nicht ein Völkerbrei nach amerikanischem Muster. Mächte, die auf eine solche „Entnationalisierung“ hinarbeiten, warten auf den Tag, an dem sie die namen- und gesichtslos gewordenen Massen unter ihre Herrschaft zwingen können. Mit der Sprache fängt es an.“

Franz C. Lipp

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 1974

Band/Volume: [119a](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Besprechungen und Anzeigen. 211-240](#)